

Editorial

von Karlheinz Weißmann

Wenn heute über „Jugend“ gesprochen wird, dann im Sinn eines Mangels. Es fehlt an Heranwachsenden, nicht nur in Deutschland, nicht nur in Europa, sondern auch in anderen Erdteilen, etwa in Afrika oder Asien. Die Ursachen dafür sind verschieden, aber sie haben eine gemeinsame Wirkung: es altern nicht nur die Individuen, sondern auch die Gemeinschaften; ihre organische Struktur, die schon so vielen Belastungen ausgesetzt war, wird durch einen weiteren Prozeß beschädigt.

Das kann nicht ohne Folgen für die Weltanschauung sein und führt jedenfalls dazu, daß sich ein Selbstverständnis in dramatischem Tempo auflöst, das im letzten Jahrhundert erhebliche Bedeutung für die kollektive Identität besaß: die Vorstellung vom „jungen Volk“. Ihre letzte große Wirkung erreichte diese Vorstellung mit der Jugendrevolte der sechziger Jahre, als der Westen, aber auch Maos China von der Vorstellung besessen waren, die Welt neu zu erfinden, sie wiederzugebären aus dem Elan der „jungen Garden“, die das Überlieferte in Stücke schlugen und im Namen der kommenden Generation beanspruchten, alles zu ändern und – die Macht zu übernehmen.

Wie sich aus dem Abstand zeigt, war die Ähnlichkeit groß mit dem Jugendpathos der Wende vom neunzehnten zum zwanzigsten Jahrhundert und mit den Umsturzbewegungen der Zwischenkriegszeit, bei denen es sich faktisch um *Jugendbewegungen* handelte, und die auch programmatisch in Anspruch nahmen, „jung“ zu sein. Die Anziehungskraft dieser Parole ist kaum zu überschätzen. Man kann noch in den jetzt erschienenen Autobiographien von Joachim Fest und Günter Grass etwas davon spüren. Auf der einen Seite wegen der Hartnäckigkeit des Widerstands gegen die Verführung im Falle Fests – eine Hartnäckigkeit, die aus der *Altertümlichkeit* sittlicher Vorstellungen herrührte –, auf der anderen Seite wegen der relativen Offenheit, mit der Grass bekundet, den Ausschlag für die Meldung zur Waffen-SS habe deren Modernität und „Unbürgerlichkeit“ – beides Chiffren für Jugendlichkeit – gegeben.

An den genannten Beispielen wird jedenfalls deutlich, daß Jugend und Jugendlichkeit keine Werte an sich sind. Jugend ist sicher die problematischste Phase der menschlichen Existenz, viele positive Deutungen stammen aus der Verklärung der Alten. Umgekehrt ist Jugend aber ein wichtiges Stimulans, ein Anreger, auch ein Energieträger, dessen Fehlen zu erheblichen Schwierigkeiten führen wird und letztlich die Überlebensfähigkeit des größeren Ganzen in Frage stellt. Das gilt vor allem dann, wenn der Zusammenstoß von „alten“ und „jungen Völkern“ an ganz anderen als den bisher bekannten Frontlinien erfolgt. Die Probleme, die hier entstehen, sind zum Teil seit mehr als hundert Jahren bekannt; manche Annahmen haben sich zwar als irrig erwiesen, manche Zuordnungen haben sich dramatisch verändert – vor allem die Zuweisung der Deutschen und der Russen zu den „jungen Völkern“ –, aber die Konstellation selbst ist die gleiche geblieben, und verweist auf Substanzfragen, Substanzfragen, die zu stellen wir entwöhnt sind, die jetzt aber Antworten verlangen.

Autorenportrait Hans Blüher

von Martin Lichtmesz

Hans Blüher ist das vernachlässigte *enfant terrible* unter den „kategorien-sprengenden Autoren“ (Armin Mohler) der Konservativen Revolution. In Erinnerung geblieben ist er als Theoretiker des Männerbundes, dem er eine umstrittene homoerotische Deutung gab, und als Chronist des „Wandervogels“, zu dessen frühesten Mitgliedern er zählte. Weniger bekannt ist Blüher, der selbsternannte Theologe, der antisemitische Polemiker, der Tiefenpsychologe und schließlich der Philosoph wider den anthropozentrischen Subjektivismus. Selbst die wenigen Neuauflagen seiner Werke sind nur noch antiquarisch zu bekommen. Sekundärliteratur ist spärlich vorhanden, fehlerhaft und zumeist herablassend gegenüber Person und Werk. Ernst Jünger bemerkte einmal in einem Brief an einen französischen Verleger, Blüher habe niemals die verdiente Anerkennung erfahren „parce qu’il est d’un pays qui a perdu deux guerres mondiales“.

Die fast völlige Abwesenheit von Sekundärliteratur kann andererseits auch als Positivum gerechnet werden. Wer Blüher kennenlernen will, muß sich dem unverschnittenen Wein seiner Schriften aussetzen. Sein Stil ist nach wenigen Sätzen erkennbar, sein kraftvolles, zupackendes Deutsch frei von Gemeinplätzen. Er ist der Schöpfer ureigenster Begriffswelten. Zuspitzungen, Antagonismen, strenge Scheidungen dominieren sein Denken: „Die Gegensätze können nie scharf genug werden.“ Nicht selten streifen seine Thesen das Bizarre. Blüher's Werk ist eine einzige funken-sprühende Polemik, eine scharf konturierte, manische Selbstdarstellung. Seine Philosophie habe „sich stets an lebendigen Menschen entzündet“ schrieb er 1920. Derjenige, „der nahe an den Dingen und heftig von ihnen erregt über ihr Wesen viel Falsches und einiges Leuchtend-Richtiges zu

Bernd-Ulrich Hergemöller:
Hans Blüher (1888–1955).
Annotierte und kom-
mentierte Bibliographie
(1905–2004), Hergemöllers
Historiographische Hilfs-
mittel, 1, Hamburg 2004.

sagen weiß“, war in seinen Augen „wissender und stärker an Erkenntnis“ als der distanzierte Gelehrte der „unbestochen von ihrem Glanz“ bleibt. Wer Erkenntnis erlangen will, muß sich involvieren, irren, nach einem Nietzsche-Wort „mit Blut schreiben“. Die Tatsache, niemals einen akademischen Grad erworben zu haben, trug Blüher wie eine Medaille vor sich her. Er schlug sich seine Breschen selbst, als exzentrischer und egozentrischer Einzelgänger. Er blieb auf diesem Weg unbeirrt bis an die Grenze zur Hybris. Das eigentliche Leitmotiv aller seiner Schriften ist die Verteidigung der Essenz der Dinge, pathetisch gesprochen ihrer *Seele*, ihres lebendigen, schicksalhaften So-Seins, das niemals bloß die Summe seiner Teile sein kann. Er war leidenschaftlicher Anwalt des Seltenen, Edlen, Auserwählten, des Schöpferischen, Unverdienten, Unbefragbaren. Als Ariadnefaden diente ihm der Eros, der die tiefste Erkenntnis des Anderen in seinem Sein, biblisch: seiner Geschöpflichkeit, ermöglicht. Hans Blüher war, wie auffallend viele „konservative Revolutionäre“, ein Augenmensch. Gestalt und Ort der Dinge waren für ihn untrennbar mit ihrem Wesen, Sinn und Wert verbunden. Hans-Dietrich Sander nannte die „Krisis des Sehens“ die Ursache des geistigen Verfalls im Gefolge der Moderne. Die leidenschaftlichsten Antimodernen sind häufig diejenigen, die ihren Augen mehr trauen, als den Abstraktionen des spekulierenden Intellekts.

Ein Signum dieses Lebensthemas war Blühers von Zeitzeugen oft bemerkte markante physische Erscheinung, die ihm bereits zu Wandervogelzeiten den platonischen Spitznamen „Gestalt“ eintrug. Gustav Hillard beschrieb den Eindruck, den Blüher um 1918 machte: „Der damals Dreißigjährige, dem die hanebüchen zusammengewürfelte Kleidung salopp und schlottrig um den hageren und schwächtigen Körper hing, wirkte weniger wie ein Aufsässiger und Umstürzler als wie ein moderner Kyniker, ein Gesonderter und Besonderer.“ Die eigentümlich „ausgedörrte“ Physis des greisen, kauzig wirkenden Blüher erinnerte Joachim Günther Jahrzehnte später an Diogenes. Hans-Joachim Schoeps sah in ihm gar einen „heidnischen Anarchisten“.

Hans Blüher wurde 1888 im niederschlesischen Freiburg als Sohn eines Apothekers geboren. Das elterliche Milieu war kleinbürgerlich, „preußisch, protestantisch, patriotisch“ (Jürgen Plashues). 1896 übersiedelte die Familie nach Halle an der Saale, 1898 nach Berlin-Steglitz. Seiner Schulzeit im dortigen Gymnasium hat Blüher große Bedeutung beigemessen. Das „reaktionäre“ Element des wilhelminischen Erziehungssystems, verkörpert in der – durchaus bewunderten – Gestalt des Direktors Robert Lück, gab in Blühers Rückblick den Zündstoff für den Aufstand des Wandervogels; das „humanistische“, auf der griechischen und römischen Antike basierende Element dieses Bildungsideals war ihm stets das geistige Fundament schlechthin. 1902 wurde Blüher von Karl Fischer in den frisch gegründeten „Ausschuß für Schülerfahrten“, den späteren „Wandervogel“, aufgenommen: „Mit diesem Tage begann das Glück meiner Jugend.“ 1912, als der Steglitzer Keim zur landesweiten „Jugendbewegung“ explodiert war, verklärte der 24jährige Student seine Jugendjahre in seinem zweibändigen Erstlingswerk *Wandervogel*, das Mohler zu Recht „eines der erstaunlichsten Beispiele moderner Mythenbildung“ nannte.

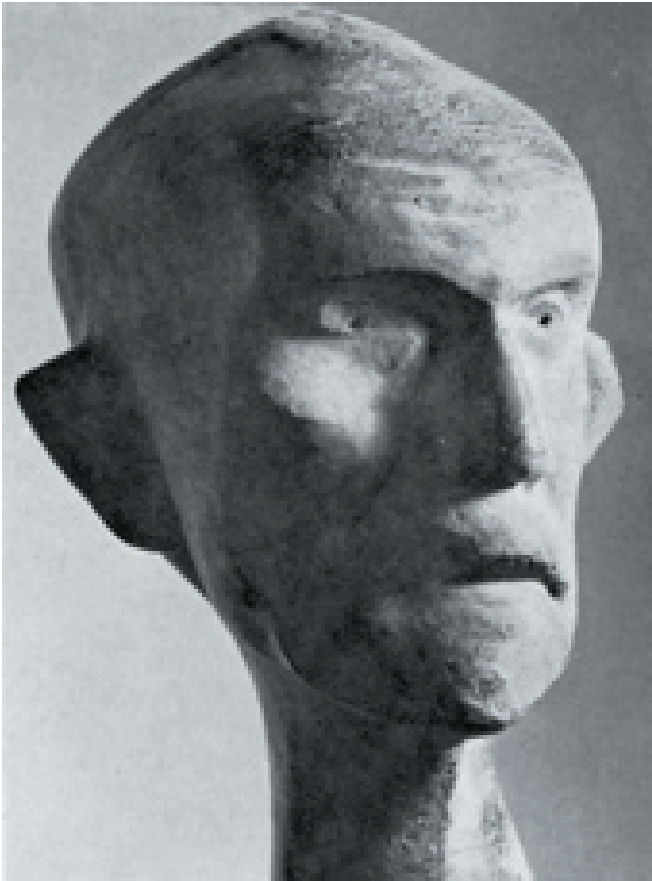
Die Steglitzer „Bacchanten“, die sich im anarchisch-archaischen Rausch mit Gitarren bewaffnet in die deutsche Wildnis schlugen, um die „Götter der Landschaft mit der Seele“ zu erobern, wurden in Blühers Apotheose zu den auserwählten Trägern eines dionysischen Aufstandes, der „eine Regeneration, eine große Reinigung“ in Gang setzen sollte. Dabei habe der Wandervogel niemals eine „einheitliche Tendenz gehabt, ein Ziel, ein Ideal, es sei denn die Romantik selber.“ Blühers Schrift enthielt allerdings eine skandalöse Kernthese. Die Verortung der magischen Bindekraft des Wandervogels in der „erotischen“ Ausstrahlung der „Männerhelden“ und die ausdrückliche Bejahung dieses Umstandes war Herzstück einer Offensive, mit der Blüher in interne Krisen eingriff. Im Gefolge der Harden-Moltke-Eulenburg-Affäre, in der hohe Regierungskreise der homosexuellen Ausschweifung bezichtigt wurden, kam es zu hexenjagdartigen Rufen nach „Säuberung“ des Wandervogels von „päderastischen“ Elementen. Blüher bestätigte die hochgradig tabuisierte Tatsache nicht nur, sondern drehte den Spieß um: „Alle bedeutenden Führer der Jugendbewegung gehören dem *typus inversus* an“. Gerade diese seien die wahren Schöpfer des „Bundes“, der im scharfen Gegensatz zum zweckori-

Armin Mohler und Karlheinz Weißmann: *Die Konservative Revolution in Deutschland 1918–1932*. Ein Handbuch, 6. vollständig neubearbeitete Auflage, Graz und Stuttgart 2005.

Jürgen Plashues: *Hans Blüher – ein Leben zwischen Schwarz und Weiß*, in: *Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung* 19 (1999–2001).

Werner Helwig: *Die blaue Blume des Wandervogels*, Gütersloh 1960.

Ulfrid Geuter: *Homosexualität in der deutschen Jugendbewegung*, Frankfurt a. M. 1994.



Blüher als „Gestalt“: Büste von Bernhard Heiliger, Anfang der fünfziger Jahre

Veit A. Walkenhove: *Hans Blüher et le mouvement Wandervogel*, in: *Gaie France* (1988) 8.

Karlheinz Weißmann: *Männerbund*, Schnellroda 2004.

Ulrike Brunotte: *Zwischen Eros und Krieg*, Berlin 2004.

entierten „Verein“ stehe. Die wirksamste Waffe in dieser Auseinandersetzung übernahm Blüher von Sigmund Freud, mit dem er in Briefkontakt trat. Mithilfe des Begriffs der „Verdrängung“ entlarvte er die verbissensten Verfolger der „Umtriebe“ als verkappte „Invertierte“, deren Veranlagung pathologische Züge angenommen hatte. Der „Kriegsschauplatz“ war projektiv „von innen nach außen“ verlegt worden. Blüher selbst bekannte, die „ithyphallischen Kulte“ des Wandervogels am eigenen Leibe kennengelernt zu haben, wenn auch inzwischen die Konversion zur „Frauenliebe“ erfolgt war. Während der junge Autodidakt mit dem Anspruch eines Sexualforschers auftrat und sich als Psychoanalytiker der neurotisch erkrankten Jugendbewegung inszenierte, warf ihm später der Lebensphilosoph Alfred Seidel vor, den Mythos des Wandervogels gerade durch die Bewußtwerdung seines gärenden Untergrunds zerstört zu haben. Blüher aber ergriff in der Folge den „bürgerlichen“ Beruf eines freien Psychotherapeuten.

In dem zweibändigen Werk *Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft* (1917/19) erweiterte Blüher

seine speziellen Thesen zur Dynamik des Wandervogels unter dem Einfluß von Heinrich Schurtz, Wilhelm Fließ und Otto Weininger zu einer allgemeinen kultursoziologischen Theorie. Der Entwurf einer im Sinne der Jugendbewegung erneuerten „menschlichen Gesellschaft“ kreiste um einen weitgefaßten Erotikbegriff und hatte eine explizit antibürgerliche Stoßrichtung. Bewunderung zollten unter anderem Thomas Mann, Gottfried Benn und Rainer Maria Rilke. Blühers „Männerheld“ war ein mobilisierender Mythos, eine „kühne und provokatorische Erfindung ... von brisanter Kraft, wenn man mit ihrer Bewußtwerdung im Leben experimentierte“ (Gustav Hillard). Eine Generation mit dem – wie Heiner Müller einmal anmerkte – „Jahrhundertproblem“, daß ihr der Krieg zur Erfahrung wurde, bevor es Frauen sein konnten, „fand bei ihrer Rückkehr in Deutschland ihre Bewußtseinslage durch Blühers Thesen weitgehend formuliert“ (Hillard).

Blüher beschrieb den männlichen „Eros“ als einen doppelpoligen Trieb: zum einen zur Frau und zur Familienbildung, zum anderen zum „Männerbund“ und damit zur Staatsbildung hinneigend. „Erotik“ ist hier nicht mit dem Sexus gleichzusetzen, obwohl sie sich durchaus mit ihm überschneiden kann. Sie ist die magnetische Naturkraft, die den „organischen“ Bund wie von selbst entstehen läßt. Blüher untersuchte systematisch ihren Einfluß in der Jugendbewegung, dem Militär, dem Corpsstudententum, Freimaurer- und Templerorden. Das eigentliche Thema des „mann-männlichen Eros“ sei die initiatische Suche nach dem „Bild des Helden“. Die Tapferkeit eines jungen Kriegsfreiwilligen von 1914 wird aufs äußerste durch seine Hingerissenheit für seinen Vorgesetzten stimuliert: „Er beschrieb die männliche Schönheit des Feldherrn, die Straffheit und Güte seiner Haltung und meinte zum Schluß: der einzige Wunsch, den er gehabt habe, sei gewesen, diesem Manne zu gefallen und ihn zu einer Freundlichkeit zu zwingen. Jeder Gedanke, durch eine unwürdige Handlung sein Mißfallen zu erregen, sei ihm geradezu unerträglich. ... So wird jeder Mann vom überlegenen Manne erotisch erregt, und soweit erzwungen jede heldenhafte Erscheinung die typischen Merkmale der Verliebtheit.“ Wie in Rilkes *Archaischem Torso Apolls* gibt es „... keine Stelle, /die dich nicht sieht. Du mußt dein Leben ändern.“ Beide Bände der *Rolle der Erotik* schlossen, sinnfällig, mit jeweils einem George-Zitat.

Blüher lehnte jegliche Teilhabe der Frau am Staat und seinen Institutionen ab. Sein „Anti“ galt jedoch explizit dem „Feminismus“ und nicht den Frauen selbst. Es sei „in der Gestalt der Frau unmittelbar zu lesen“, daß sie „etwas gänzlich anderes bedeute als der Mann.“ Die Identitätsfrage nach Sinn und Wesen des „Männlichen“ und des „Weiblichen“ per se übte eine hohe Faszination auf Blüher aus. So verband ihn eine prägende Freundschaft mit dem transsexuellen Maler Walt Laurent. Das Zusammenspiel der polaren Kräfte sah er durchaus komplex. Gerade der Überschuß an „weiblicher Substanz“ als unruherschaffendes Element sei konstitutiv für das Genie, das niemals dem „Vollmännertypus“ angehöre. „Wer das Männliche betont, tut es nicht, weil er es *hat*, sondern weil er es *nötig* hat.“

Die Ereignisse des Jahres 1918 vollendeten Hans Blühers politische Selbstfindung. Bisher hatte er sich, der aus gesundheitlichen Gründen nicht an die Front eingezogen wurde, im linken Spektrum bewegt, das ihn als Gleichgesinnten wahrnahm, während völkisch orientierte Gruppen des Wandervogels in ihm einen „jüdischen“ Zersetzer wähten. Er verehrte Stirner, galt als Freigeist und Atheist. In einem Brief an Gustav Landauer, der sich der Räterepublik anschloß, bekannte sich Blüher nun aber als „königstreu und konservativ“. Es kam zur endgültigen Ablösung vom Kreis um Ernst Joels Zeitschrift *Der Aufbruch*, insbesondere von Kurt Hiller. Blüher, der „konservative Revolutionär“, war geboren: „Ich habe mein Leben lang revolutionär gedacht, und *also* war es selbstverständlich, daß ich mich der Revolution nicht anschloß.“

In Schriften und Vorträgen warnte Blüher die „Freideutsche Jugend“ vor sozialistischer wie deutschümelnder Sentimentalität: „Nicht Rassen- und nicht Klassenbewußtsein“ zieme den Eliten der Jugendbewegung, sondern „Standesbewußtsein“. Er rief zur Treue zur „Idee des Deutschen Reiches“ auf und attackierte die politische Linke. Sie habe „weder Geist, noch Stil, noch Haltung, noch Glaube“. Ihre Vertreter seien physiognomisch „häßlich“. Er erklärte die politischen Grundlagen, die sich heute allgemein durchgesetzt haben, für nichtig und illusorisch: Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. „Menschheit“ an sich sei nicht mehr als ein „zoologischer Begriff“, ihr „Fortschritt“ eine absurde Vorstellung. Der schöpferische Mensch halte stets Distanz zur Masse. Die wesentlichen, letzten Dinge lassen sich nicht argumentativ und „demokratisch“ vermitteln. Ihre Anerkennung hängt davon ab, wer man ist. Gómez Dávila schrieb: „Die politische Farbe ist genetisch, wie die Augenfarbe.“

Die Aristie des Jesus von Nazareth (1921) brachte die religiöse Vertiefung von Blühers anthropologischem Pessimismus. Er zeichnete Jesus Christus als zarathustrischen Übermenschen, der nichts mehr gemein hatte mit dem sanften Philanthropen der liberalen Theologie. Blüher stellte Nietzsches Bild vom Christentum als Brutstätte des Ressentiments auf den Kopf und pries es als aristokratische, hart antiegalitäre Lehre. Der Mensch stehe in der Welt auf einem „verlorenen Posten“. Er unterliege einem metaphysisch-existentiellen Leiden, einer unaufhebbaren „prinzipiellen Pathologie“. Georg Büchner sprach in ähnlichem Sinne von einem „Riß durch die Schöpfung“. Diese Urverfassung sei es aber, die von der christlichen Dogmatik als „Erbsünde“ bezeichnet werde. Aus der tragisch mißlungenen Sackgassenspezies *homo sapiens* taucht schließlich durch einen „Schöpfungsakt der Natur“ mutationsartig die apokalyptische Gestalt des erbsündefreien „Menschensohnes“ empor.

Blühers griechisch-heidnische Abwege führten ihn schließlich zur lutherischen Orthodoxie zurück. Von diesem Standpunkt aus entfaltete er eine politische Theologie im Sinne von Gómez Dávilas Satz: „Es genügt, die Göttlichkeit Christi zu leugnen, um das Christentum zum Haupt aller modernen Irrtümer zu machen.“ „Gott, König und Vaterland“, so Blüher, befänden sich im „Religionskrieg“ gegen die Auflösung der Völker im Zeichen der „humanité“ und gegen die säkulare, anthropozentrische „Weltbaumeisterreligion“. Ein „verratenes“, im Bußstand stehendes Christentum habe die Aufgabe, sich den „antichristlichen Sendungsmächten“ des Marxismus, Liberalismus, „Mammonismus“, aber auch des Judentums zu widersetzen. Das erwählte Epizentrum dieser „Auflehnung gegen die Weltzivilisation“ (Nicolaus Sombart) sei das Deutsche Reich, dessen Niederlage Blüher als „Gottesurteil“ in Folge seines Abfalls von seiner christlichen Sendung deutete.

Kurt Hiller: *Leben gegen die Zeit*, Bd 1: *Logos*, Hamburg 1969.

Albert Schweitzer: *Von Reimarus zu Wrede – Eine Geschichte der Leben-Jesu-Forschung*, Tübingen 1906.

Nicolaus Sombart: *Die deutschen Männer und ihre Feinde*, München und Wien 1991.



Hans Blüher, 1916

Hans-Dietrich Sander: *Die Auflösung aller Dinge*, München 1988.

Nicolaus Sombart: *Der Geist als Männerbund. Zum hundertsten Geburtstag von Hans Blüher*, in: *Frankfurter Allgemeine Zeitung* vom 17. Februar 1988.

Hans-Joachim Schoeps: *Die letzten dreißig Jahre*, Stuttgart 1956.

Blüher's Hybris näherte sich in der Folge dem Größenwahn. Er schrieb sich und seiner Philosophie innerhalb dieser von Epiphanien des Genialen umloderten „deutschen Renaissance“ eine heilsgeschichtlich bedeutsame Rolle zu. Seine Faszination für das messianische Volk schlechthin, für das Judentum, steigerte sich zur Haßliebe. „Der Feind ist die eigene Frage als Gestalt“ dichtete Theodor Däubler, der sowohl mit Blüher als auch mit Carl Schmitt eng befreundet war. Die Nietzsche-Frage „Was ist deutsch?“, für Blüher fast gleichlautend mit der Frage „Was ist christlich?“, fand ihren Kontrapunkt im Wesen der auserwählten „Sakralrasse“. Seine persönliche Verehrung für große Gestalten des Judentums wie Martin Buber und Gustav Landauer hinderte ihn nicht, in seiner „geschichtlichen Sendung“ einen Feind antichristlicher und antideutscher Natur zu erblicken. Das Zerbrechen der deutsch-jüdischen Symbiose und das Erstarken des Zionismus seien Symptome einer „*secessio judaica*“, einer Scheidung der Antipoden. Blüher liebte scharfe Grenzziehungen; auch hier war seine Position unerbittlich. Er warf dem Judentum vor, in den Zerfallsprozessen

der Moderne eine Schlüsselrolle einzunehmen, etwa durch „korruptive Gedankengänge“ wie Freudianismus und Marxismus. Als Erzfeind galt ihm der Typus des ratiobetonen „jüdischen Literaten“, exemplarisch verkörpert in seinem ehemaligen Freund Kurt Hiller, dessen Denken exakt das Gegenteil von Blüher's „organischer“ Position markierte: das Ganze sei durchaus in die Summe seiner Teile aufzulösen, die Ethik *more geometrico* zu entfalten, das irdische Paradies machbar. „Hillers Denken stammt aus dem Gedachten“, schrieb Blüher, „ich bin noch zur Hälfte Wald.“ Diese Kollision war kein Zufall, kein Einzelfall. Der einzige Autor von Rang, der es nach 1945 wagte, den „Rubikon“ (Habermas) der kritischen Sichtung dieser Zusammenhänge zu überschreiten, war Hans-Dietrich Sander, der darob auch prompt der Verfemung anheimfiel. Die Kritik der „Auflösung aller Dinge“, vor allem der „sakralen Güter“, steht auch im Zentrum Blüher's politischer Schriften. Die Rolle des Judentums in diesem Prozeß sah er jedoch in falschen Proportionen. Seine Polemiken scheuten nicht davor zurück, zweifelhafte Quellen zu bemühen. Die Klärung der Judenfrage in Deutschland erschien ihm indes als „Kern aller politischen Fragen“. Gewalt jeglicher Art gegen Juden lehnte er dabei ausdrücklich ab. Absurd lesen sich heute Sätze wie die folgenden: „Das Weltpogrom kommt zweifellos. Deutschland wird das einzige Land sein, das vor dem Morde zurückschreckt.“

Blüher, der dem „Herrenklub“ um Heinrich von Gleichen nahestand und auf eine Restauration der Hohenzollern setzte, ließ sich zunächst vom Umschwung des Jahres 1933 mitreißen. Noch im selben Jahr erschien der Briefwechsel mit dem jungen jüdischen Religionswissenschaftler Hans-Joachim Schoeps, *Streit um Israel*. Mit Blüher verband Schoeps einiges: er war eingefleischter, konservativer Preuße, kam aus der Jugendbewegung und hatte homophile Neigungen. Der Verlag zog dieses seltsame Dokument deutsch-jüdischen Dialogs „am Vorabend der Katastrophe“ (Julius H. Schoeps) kurz nach Erscheinen zurück und lehnte die Publikation weiterer Schriften Blüher's als „inopportun“ ab, weil sie sich „zum großen Teil doch auch gegen den heute herrschenden Antisemitismus“ wenden würden. Es kam zu einem Treffen Blüher's mit Kurt Hiller, der bald nach der Machtergreifung verhaftet und gefoltert worden war. Es erschütterte ihn zutiefst. Er wählte die innere Emigration und verstummte bis 1949.

Blüher verurteilte nach 1945 den Nationalsozialismus kompromißlos. Die NS-Bewegung erschien ihm als dämonische Karikatur seiner „männlichen Gesellschaft“. Deren „Führer“ sei ein „Gigant des Bösen“, ein „erotischer Krüppel“ gewesen, dessen Verfolgung der Homosexuellen das Muster der Hexenjagden im Vorkriegs-Wandervogel wiederholt habe. Hitler habe nicht die Spur einer „deutschen Eigenschaft“ besessen, sei vielmehr der atavistische Abkömmling einer „Kümmerrasse“ gewesen, der „König der Neandertaler“, wie überhaupt viele führende Nazis dieser Spezies angehört hätten: „Die typische Gauleiterphysiognomie ist hierfür kennzeichnend.“ Hitlers Kardinalfehler aber war der Angriff auf die „Sakralrasse“: „Wer diese Dinge als Staatsmann in die politische Ebene trägt ..., ohne zu ahnen, mit wem er es zu tun hat, ... der ist mit samt seinem Volke dem Untergang geweiht.“

1947 schrieb Hans Blüher, der das apokalyptische Finale des 30jährigen „Religionskrieges“ in Berlin überstanden hatte, an den Graphiker Wilhelm Tegtmeier: „Ich stelle nun fest, daß wir uns im Untergange befinden. ... Wie die Azteken und die Wenden untergegangen sind, so werden wir das eben auch tun.“ Der eschatologische Traum vom Deutschen Reich war vorbei. Inmitten des Elends der Kriegs- und Nachkriegsjahre vollendete Blüher aber auch sein „Lebenswerk“. Es erschien schließlich 1949 unter dem Titel *Die Achse der Natur*. Das Buch bildet zusammen mit dem bereits 1926 publizierten und 1950 neu herausgegebenen *Traktat über die Heilkunde* und den *Parerga zur Achse der Natur* (1952) eine Art Trilogie, die wahrscheinlich den Höhepunkt von Blühers Schaffen darstellt.

Der *Traktat* entwarf eine Neurosenlehre von paradoxaler Tiefe, die den Ursprung psychischer Krankheit ins Metaphysische verlegte. „Werkgerechtigkeit und Gnade, Erlösung und Unsterblichkeit, Gott und Freiheit“, diese „epischen Mächte der Religion“ sind es, deren „Opfer“ im Doppelsinn der neurotisch Erkrankte wird. Um die „epischen Mächte“ dreht sich auch *Die Achse der Natur*. Blühers Opus magnum stellt die Frage nach der Herkunft aus dem „Welthintergrunde“ von Ethik und Ästhetik, Gesetz und Gnade, Religion und Kunst, „der Güter, um derentwillen es sich allein lohnt, Mensch zu sein“. Blühers Beitrag im Kampf gegen den „europäischen Nihilismus“ (Nietzsche) ist die Korrektur der Perspektive, ein Angriff auf die Hypertrophie des Subjektivismus und die Ausrichtung auf einen lebendigen, heilenden Gott – vollzogen ausgerechnet von einem glühenden Subjektivisten. Blüher, wie immer von Hybris erfüllt, erwartete von der *Achse* nichts weniger als eine kopernikanische Wende der abendländischen Philosophie. Ein literarisches Meisterwerk ist ihm zweifellos gelungen. Auf über 600 Seiten entfaltet *Die Achse der Natur* eine barock ausufernde Vision von Gott und Mensch in unvergeßlichen, farbenkräftigen Bildern. Blühers Weltentwurf war einer der letzten seiner Art. Vergleichbares sollte in der deutschen Philosophie, die heute an ihrem Tiefpunkt angelangt ist, kaum mehr nachfolgen.

Als letztes Buch zu Lebzeiten erschien 1953 die Autobiographie *Werke und Tage*. Die verfrühten Ecce-homo-Schauer der ersten Fassung aus dem Jahre 1920 waren selbst dem zur Ego-Inflation neigenden Blüher schnell peinlich geworden, und er zog es rasch aus dem Buchhandel zurück. Die zweite Fassung zeigte einen humanistisch gereiften Denker, dessen selbstherrlicher Eigensinn jedoch immer noch provokant aufblitzte. *Werke und Tage* ist nicht nur ein hochrangiges Zeitdokument, es ist auch eine offenherzige Bekenntnisschrift des Menschen Hans Blüher. Sie wurde sein Epitaph. Er starb, verarmt und vergessen, in seinem Haus in Berlin-Hermsdorf an den Folgen einer Leberzirrhose, wenige Tage vor seinem 67. Geburtstag. „Als er im Frühjahr 1955 unerwartet verstarb, betrauernten ihn alle ehrlichen Nonkonformisten. ‚Denn er war unser‘, kann gottlob keine Gruppe oder Richtung Hans Blüher nachsagen, der sich sein Leben rechtschaffen Mühe gab, ein Ärgernis zu sein.“ (Hans-Joachim Schoeps)

Bibliographie:

Wandervogel, Geschichte einer Jugendbewegung. Erster Teil: *Heimat und Aufgang.* Zweiter Teil: *Blüte und Niedergang.* Berlin 1912.

Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen. Berlin 1912.

Die Rolle der Erotik in der männlichen Gesellschaft. Band I: *Der Typus Inversus.* Band II: *Familie und Männerbund.* Jena 1917 und 1919.

Gesammelte Aufsätze. Jena 1919.

In medias res. Jena 1919.

Werke und Tage (erste Fassung). Jena 1920.

Die Aristie des Jesus von Nazareth. Prien am Chiemsee 1921.

Der Judas wider sich selbst. Aus den nachgelassenen Papieren von Artur Zelvenkamp (Pseudonym). Berlin 1922.

Secessio Judaica. Berlin 1922.

Die deutsche Renaissance. Von einem Deutschen (anonym). Prien am Chiemsee 1924.

Traktat über die Heilkunde. Jena 1926.

Die Elemente der deutschen Position. Berlin 1927.

Philosophie auf Posten. Heidelberg 1928.

Deutscher Katechismus des Christentums. Küstrin-Neustadt 1930.

Der Standort des Christentums in der lebendigen Welt. Berlin und Hamburg 1931.

Die Erhebung Israels gegen die christlichen Güter. Berlin und Hamburg 1931.

Zusammen mit Hans-Joachim Schoeps: *Streit um Israel.* Hamburg und Wandsbek 1933.

Die Achse der Natur. Hamburg 1949.

Parerga zur Achse der Natur. Stuttgart 1952.

Werke und Tage (2. Fassung). München 1953.

Ikonen der Jugendbewegung

von Karlheinz Weißmann

Als im Frühjahr und Sommer 2001 auf der Darmstädter Mathildenhöhe eine große Ausstellung über die „Lebensreform“ stattfand, hatte man in den Eingangsraum Fidus' Gemälde „Lichtgebet“ gehängt. Das Werk war durchaus geeignet, die Grundidee der „Lebensreform“ zu repräsentieren, jener sehr heterogenen Bewegung der wilhelminischen Zeit, die nicht nur Kritik des Kapitalismus, nicht nur Kritik der Industriegesellschaft und Kritik der entfremdeten Arbeit wollte, sondern totale Kritik an allen Erscheinungsformen der Moderne, verknüpft mit der Forderung nach einer neuen Existenzweise: natürlich, authentisch, leiblich. Daß die Lebensreform gerade in Deutschland einflußreich wurde, obwohl es auch in den USA, Großbritannien oder Frankreich ähnliche Tendenzen gab, hing mit der besonderen deutschen Geistes- und Kulturtradition zusammen. Zeitgenossen haben die Lebensreform als Teil eines „Neuidealismus“ oder einer „Neuroromantik“ betrachtet. Romantisch war das „Lichtgebet“ in jedem Fall, nicht nur, was die Form betraf, sondern auch, was seine zentrale Aussage anging.

Der 1868 unter dem bürgerlichen Namen Hugo Höppener geborene Fidus gehörte zu einer Generation, die vom radikalen Wandel des späten 19. Jahrhunderts geprägt war, als sich Deutschland in rasantem Tempo entwickelte und eine pluralistische Gesellschaft entstand. Er war kein akademischer Künstler, sondern Autodidakt, bewegte sich früh in einem Milieu, das nicht einfach Künstler-Bohème war, sondern Subkultur im genauen Sinn. Eine Subkultur, die zwar Einfluß auf den *mainstream* ausübte, aber mit vielen Vorstellungen und Entwürfen randständig blieb und das auch so wollte. Denn die Lebensreformer waren darauf aus, ihre Ziele weder durch Revolution noch durch staatlichen Eingriff zu erreichen,

Kai Buchholz, Rita Latocha, Hilke Peckmann und Klaus Wolbert (Hrsg.): *Die Lebensreform. Entwürfe zur Neugestaltung von Leben und Kunst um 1900*, 2 Bde, Darmstadt 2001.

sondern durch Wandlung des Einzelnen. Man hielt deshalb nichts von Parteigründungen, sondern bildete Zellen, die durch ihr Vorbild auf das größere Ganze wirken sollten. Diese Zellen waren entweder basisdemokratisch organisiert oder gruppierten sich als „Kreis“ um einen „Meister“. Die Nähe zu religiösen Gemeinschaftsstrukturen war kein Zufall, sondern beabsichtigt. Große Teile der Lebensreform strebten auch eine neue Frömmigkeit an, die, wenn nicht kirchenfeindlich, so doch kirchenfern war, vor allem pantheistisch und nietzscheanisch gestimmt.

Fidus hatte enge Beziehungen zu den einflußreichsten Gruppen der Lebensreform – Vegetariern, Nudisten und Freireligiösen – und kann als ihr künstlerischer Programmatiker gelten. Neben seinen Gemälden und Zeichnungen schuf er vor allem Auftragsarbeiten, die dazu dienten, die Ideen der Lebensreform optisch zu fassen und sich in zahllosen Reproduktionen auf Plakaten, Drucken, Postkarten, Vignetten oder als Buchillustrationen wiederfanden. Seine Weltanschauung war mit den Hauptanliegen der Lebensreform deckungsgleich, im Religiösen zuerst theosophisch-okkult, dann völkisch-heidnisch geprägt. Ihm ging es wie der Bewegung um das große Erziehungsprojekt, das der Natürlichkeit zum Durchbruch helfen sollte. Seine Bilder dienten vor allem deren Vorwegnahme und Ästhetisierung, was nicht verhindern konnte, daß die „Fidus-Menschen“ auf Zeitgenossen irritierend wirkten. In seinen Lebenserinnerungen erwähnte Fidus eine Diskussion mit Richard Dehmel und Gustav Landauer, die sie immer „zu mager fanden“, und er verteidigte sich noch 1946 mit dem Hinweis: „Die Wahrheit war, daß ich zum ersten Male jugendliche und nordische Nacktheit darstellte, die bisherige Kunst aber südliche Üppigkeit, dralle Putten oder herkulische Männer“. Die Gestalten seiner Bilder waren tatsächlich stark typisiert, immer überschlang und hellhaarig; die Geschlechtlichkeit trat ganz zurück, bis an die Grenze der Androgynität, sie wirkten oft gedehnt, was nicht nur künstlerischen Konzepten des Jugendstils, sondern mehr noch den Idealen der „Freikörperkultur“ und den Übungsvorlagen der zeitgenössischen Gymnastik entsprach, falls die nicht nur der physischen Ertüchtigung diente, sondern auch die „Schönheit unseres herrlichen Menschenleibes und des adligen Hochsinnes“ (Karl Vogt) wecken wollte.

Das „Lichtgebet“ hat dem zentralen Anliegen von Fidus so überzeugend Ausdruck gegeben, daß das Bild in zahllosen Wiedergaben nicht nur in der Lebensreformbewegung, sondern weit darüber hinaus, auch auf der sozialistischen Linken, Verbreitung fand. Zwischen 1890 und 1938 erarbeitete Fidus elf Fassungen, die gewisse Abweichungen zeigten, aber im Kern doch unverändert blieben: Ein blonder Jüngling steht auf der Felsenklippe, reckt die Arme zum Himmel und zur aufgehenden Sonne. Es gibt Schätzungen, wonach das „Lichtgebet“ als Postkarte oder Druck schließlich in jedem zehnten deutschen Wohnzimmer hing. Sicher hat die programmatische Aussage nicht jeder verstanden, aber doch die emphatische Stimmung wahrgenommen, die Fidus zum Ausdruck bringen wollte; Friedrich Lienhard, ein damals viel gelesener, heute vergessener Autor, schrieb in einer Art Meditation über das „Lichtgebet“: „Es könnte ein Griechenknabe sein, den unser deutscher Fidus auf den Felskegel stellt und mit ausgebreiteten Armen beten läßt. Dieser feingliedrige, schlanke Jüngling hat die Hüllen abgeworfen, bietet sich in jauchzender Nacktheit dem Lichte dar und möchte den himmlischen, kosmischen Magnetismus herableiten in erhobene Hände. In diesem Gebet, das ein erlöstes Jauchzen ist, liegt aber auch schon Segen, nicht nur Bitte: Diese Seele segnet die schöne, von blauer Luft und weißen Wölkchen anmutig umspielte Welt, nicht lebensängstlich, sondern lebensgläubig.“ Das waren die Schlüsselbegriffe für das Verständnis der Darstellung: Lebensglaube – Schönheit – Jugend.

„Jugend“ gehörte zu den Chiffren der Weltanschauungsdebatte an der Jahrhundertwende. Das hatte nicht nur mit den hochgestimmten Fortschrittserwartungen der Zeit zu tun, sondern: paradoxerweise, auch mit der Furcht vor Dekadenz, Vergreisung, Ohnmacht, Volkstod. Beide Aspekte waren für Fidus von großer Bedeutung und erklären etwas von seinem eigenen, manchmal das Lächerliche streifenden, Bemühen um Jugendlichkeit. Immerhin hatte das zur Folge, daß er wie selbstverständlich der „Jugendbewegung“ zugeschlagen wurde, obwohl er bei deren Entstehung dem Jugendalter längst entwachsen war.

Janos Frecot, Johann Friedrich Geist und Diethart Kerbs: *Fidus 1868–1948. Zur ästhetischen Praxis bürgerlicher Fluchtbewegungen*. Neuauflage mit einem Vorwort von Gert Mattenklott und einer Forschungsübersicht von Christian Weller, Frankfurt a. M. 1997.



Fidus, Hohe Wacht, Illustration für die Meißner-Festschrift, 1913

Den Ausgangspunkt der Jugendbewegung bildete der „Wandervogel“, ein 1896 gegründeter Zusammenschluß Steglitzer Gymnasiasten. Fünf Jahre später gelang es ihrem Anführer, Karl Fischer, einen Trägerverein unter Vorsitz des Dichters Heinrich Sohnrey zustande zu bringen, der die Bezeichnung „Wandervogel – Ausschuß für Schülerfahrten“ trug. Die Bewegung breitete sich rasch in ganz Mittel- und Norddeutschland aus, blieb allerdings auf die Oberschulen und das hieß das Bürgertum beschränkt. Mit dem Erfolg der Jugendbewegung kam deren organisatorischer Zerfall. Bereits 1904 spaltete sich der „Wandervogel e. V.“ von einem „Alt-Wandervogel“ ab. 1907 entstand der für die weitere Entwicklung bedeutsame „Wandervogel. Deutscher Bund für Jugendwandern“ in Jena, der die (in der Jugendbewegung immer umstrittene) Aufnahme von Mädchen gestattete. Es bildeten sich daneben auch rein weibliche Bünde. Schon 1910 soll es 78 Wandervogel-Ortsgruppen mit insgesamt 1.500 Mitgliedern gegeben haben, bei Beginn des Ersten Weltkriegs zählte man 14.000 Wandervogel im Reich, außerdem noch Gruppen in der Habsburgermonarchie, in der Schweiz, in Flandern und im Baltikum.

Obwohl der Wandervogel seine weltanschauliche Neutralität erklärte und allein das Erlebnis von Natur, Heimat und jugendlicher Gemeinschaft zu seinen Anliegen machen wollte, war die Zahl der Beeinflussungsversuche groß. Nachhaltige Wirkung hatten sie aber nicht. Die Jugend der Wandervogel war ein Grund dafür, der andere ihr Interesse an der Praxis, also dem Herumstreifen ohne elterliche Aufsicht, Freundschaft, Abkochen, Lagerfeuer, Übernachten unter freiem Himmel. Das erklärt auch die eigenartige Folgenlosigkeit des „Ersten Freideutschen Jugendtags“, der mit zwei- bis dreitausend Teilnehmern vom 11. bis 13. Oktober 1913 auf dem Hohen Meißner abgehalten wurde. Der bald so genannte „Meißner-Tag“, brachte keine Einigung der zersplitterten Bewegung, sondern nur eine kurze gemeinsame Resolution („Meißner-Formel“), in der das Recht der Jugend auf selbstbestimmte Lebensgestaltung festgehalten wurde.

Fidus hatte für die Festschrift zum Meißner-Tag ein Bild beigesteuert – „Hohe Wacht“ – und die 6. Fassung des „Lichtgebets“ erarbeitet, die während der Veranstaltung auf Postkarten angeboten wurde und reißenden Absatz fand. Ein Überlebender der ersten Jugendbewegung, Alfred Ehrentreich, sprach davon, daß seither die Fidus-Werkstatt zum „Wallfahrtsort“ der Wandervogel wurde. Der Künstler hatte ganz offensicht-

Diethart Kerbs und Jürgen Reulecke (Hrsg.):
Handbuch der deutschen Reformbewegungen 1880–1933, Wuppertal 1998.

lich einen Ton getroffen, der – ohne daß man seine Vorstellungswelt im einzelnen kennen oder teilen mußte – von den Jungen begeistert aufgenommen wurde. Wenn sich das „Lichtgebet“ in den folgenden Jahren so außerordentlich verbreitete, nicht zuletzt wegen der modernen Drucktechniken, so hatte das mit dieser Gemeinsamkeit des Empfindens zu tun, dem, wie ein Verehrer sagte, gleichen „Rhythmus der Seelenbewegung“ (Arno Rentsch).

Die Formulierung stammt aus einem Aufsatz der Zeitschrift *Junge Menschen*, die 1919 durch „Freideutsche“ gegründet worden war. Es handelte sich bei den Freideutschen ursprünglich um eine Gruppe älterer Wandervögel, die unter dem Eindruck des Krieges zunehmend politisiert wurde und beim Zusammenbruch entschieden nach links rückte. Darin folgten ihnen weder die „Jungdeutschen“, der rechte Flügel der Gesamtbewegung, noch die Basis. In deren Reihen hatte sich zwischenzeitlich ein Generationenwechsel vollzogen, der mit einem Mentalitätswandel verbunden war. Jedenfalls wuchs die Skepsis gegenüber den jugendbewegten Ausdrucksformen der Vorkriegszeit. Wenn Gruppen das Wandervogelleben unverändert fortsetzten, wirkte das jedenfalls nicht mehr stilbildend. Die Vorbildfunktion übten jetzt kleinere, bewußt elitäre Bünde aus, sogar die Prägung des Begriffs „bündisch“ hatte mit der Veränderung zu tun.

Die ersten „Bündischen“ kamen bezeichnenderweise nicht aus den Reihen des Wandervogels, sondern aus denen der Pfadfinder. Zu Beginn der zwanziger Jahre spalteten sich von den großen Pfadfinderbünden – die jugendpflegerisch, nicht jugendbewegt waren – Gruppen ab und bildeten Zusammenschlüsse wie die „Neu-“ oder „Ringpfadfinder“. Die hielten an bestimmten pfadfinderischen Traditionen fest, von der einheitlichen Kluft bis zur Geschlossenheit des Auftretens, kombinierten sie aber mit Prinzipien, die aus der Jugendbewegung übernommen worden waren, wie Führerwahl und Autonomie der Ortsgruppen.

Das Zentralorgan der Bündischen war zuerst die Zeitschrift *Der Weiße Ritter*; ein emblematischer Name, denn bei diesem „weißen Ritter“ handelte es sich um Sankt Georg. Seine Verehrung hatte in der Pfadfinderbewegung Tradition, was sich vor allem aus deren englischem Ursprung erklärt. Lord Baden-Powell, der Vater des *scoutism*, hatte den englischen Nationalheiligen ausdrücklich zum Vorbild aller Jungen erklärt und die Tötung des Drachen zur symbolischen Tat, mit der der ritterliche Mann das Böse besiegte. „Ritterlichkeit“ war sicher die wichtigste Leitidee in der Anfangsphase der Bündischen. 1921, mitten in Nachkrieg, politischer, wirtschaftlicher und sozialer Krise, gab der Wortführer der Neupfadfinder, Martin Voelkel, die Parole aus: „Hie Ritter und Reich!“ und fügte erläuternd hinzu: „Entscheidend ist nur: daß in aller Stille die deutsche Jugend die natürliche Form ihres Jugendlebens findet und sie organisch in das Volksleben eingliedert, nämlich die Jungmannschaft als Kampfbahn und Heimat des eingebornen Rittertums; daß diese Ritterschaft ihre Sendung erfüllt, indem sie das deutsche Schicksal entschlossen bejaht und dabei weder vor äußeren noch inneren Feinden zurückbebt, auch weder von Abend- noch Morgenland sich verführen läßt, vielmehr aufbricht für das heilige Reich; und daß sie dies tut, weil sie die Gnade erkoren und zum Hüter des Grals bestellt; weil sie dem neuen Menschenbild, dem Weißen Ritter, in Zucht und Treue dient.“

Natürlich hatte die Dreiheit Wandervogel-Pfadfinder-Ritter etwas Überspanntes, war getragen von einem Pathos, das sich an der Dichtung Stefan Georges ebenso nährte wie an der Lektüre germanischer und deutscher Sagen und überhaupt dem begeisternden Bild des Mittelalters, das Teil der Nationalerziehung seit dem Ende des 18. Jahrhunderts war. Aber man sollte die Wirksamkeit deshalb nicht unterschätzen. Es ist beeindruckend, zu sehen, wie viele bedeutende Köpfe aus den Reihen der frühen bündischen Bewegung hervorgegangen sind, welche charakterliche Prägung man offenbar durch eine Pädagogik erreichen konnte, die insbesondere die Jungen mit Bildern umgab, in denen die Notwendigkeit



Fidus, *Lichtgebet*, Fassung von 1913

Hermann Siefert: *Der bündische Aufbruch 1918–1923*, Bad Godesberg 1963.

des Kampfes – gegen äußere Feinde wie gegen den Feind in sich selbst – so sehr betont wurde. Das lyrische Selbstverständnis des Wandervogels war hier abgelöst, von einem zwar nicht minder romantischen, aber härteren.



Der Heilige Georg als Drachentöter, Vignette des Diederichs-Verlags

Helmut Schumacher und Klaus J. Dorsch: *A. Paul Weber. Leben und Werk in Texten und Bildern*, Hamburg, Berlin und Bonn 2003.

Karlheinz Weißmann: *A. Paul Weber und die „Mythen“ der deutschen Jugendbewegung*, in: *Schriftenreihe des Privaten A. Paul Weber-Archivs*, Bd 3, Vaihingen-Ensing 1986.

Auch ein Ausdruck dieses Wandels war das Verschwinden der Ficus-Bilder aus den Zeitschriften der Jugendbewegung. Anfeindungen von links hatte es früh gegeben, dann auch von konservativer Seite, vor allem aber haftete seiner Kunst etwas Überständiges an, selbst sein prophetischer Gestus war irgendwie wilhelminisch geblieben. Umgekehrt hat die Bündische Jugend bis zum Ende der zwanziger Jahre keinen künstlerischen Ausdruck ihrer Vorstellungswelt gefunden. Zwar gibt es in den Veröffentlichungen zahllose Darstellungen des Heiligen Georg, anderer Drachentöter oder Kämpfergestalten, aber keine kanonische. Bei den besten handelt es sich um Reproduktionen aus der Vorkriegs- und Kriegszeit.

Die Lücke wurde erst durch einen Künstler geschlossen, der nicht nur aus der Jugendbewegung hervorgegangen war, sondern einige der bedeutendsten Bilder aus ihrem Geist geschaffen hat: A. Paul Weber. Weber, 1893 geboren, hatte dem Wandervogel der Vorkriegszeit angehört, aber das ist für diesen Zusammenhang kaum von Bedeutung. Wichtiger erscheint, daß er seit dem Beginn der zwanziger Jahre in engen Kontakt zum „Deutschnationalen Handlungsgehilfen-Verband“ (DHV) trat, der mitgliederstärksten nichtlinken Arbeitnehmervereinigung. Weber arbeitete für die Hanseatische Verlagsanstalt, die dem DHV gehörte, für dessen Zeitschrift *Deutsches Volkstum* und vor allem für die Nachwuchsorganisation, die „Fahrenden Gesellen“.

Neben den Textillustrationen und Gelegenheitsarbeiten, die Weber anfertigte, war die Nähe zum DHV der Hauptgrund für die außerordentliche Verbreitung, die seine Arbeiten in allen Fraktionen der „Konservativen Revolution“ fanden, vor allem unter Jungkonservativen, Nationalrevolutionären (Weber arbeitete eng mit Ernst Niekisch zusammen, dessen Zeitschrift *Widerstand* er zeitweise mit herausgab und gestaltete) und Bündischen. Deren Selbstverständnis hat er auf unübertroffene Weise zum Ausdruck gebracht. Wiedergaben fanden sich vor allem in den Zeitschriften und Broschüren der nationalistisch ausgerichteten Bünde wie der Fahrenden Gesellen selbst, des „Jungnationalen Bundes“, der „Geusen“, der „Freischar Schill“, der „Schilljugend“ und der „Adler und Falken“, aber seit dem Anfang der dreißiger Jahre tauchten sie auch in den Veröffentlichungen der weniger politisierten Gruppen, etwa der evangelischen Jugend, auf. Kennzeichnend waren weiter die von Weber geschaffenen Gemälde und Ausstattungsgegenstände für mehrere Jugendherbergen, die auf Kosten des Mäzens Alfred C. Toepfer gebaut wurden, der Weber nicht nur als Künstler schätzte, sondern auch seine „nationalbolschewistischen“ Überzeugungen teilte.

Die Kunst Webers erlebte in den zwanziger und dreißiger Jahren ihre Reifephase. Während seine Anfänge noch stark der Konvention verpflichtet waren, machten sich jetzt neben dem Einfluß der altdeutschen Meister vor allem Vorbilder wie Ferdinand Hodler und Albin Egger-Lienz bemerkbar. Das ist etwa an den eigenartig kantig wirkenden Wanderern zu erkennen, die Weber 1921 für Hjalmar Kutzlebs *Landfahrerbuch* schuf, oder an einem der selteneren Ölbilder, das einen Bündischen zeigt, der seinen „Affens“ aufsetzt, und dessen Gestaltung ganz offensichtlich Hodlers „Aufbruch der Freiwilligen“ nachempfunden war. Das alles waren aber nur Vorstufen jener Arbeiten, mit denen Weber dann die Bündische Weltanschauung darstellen sollte: als Idyll – etwa das bäuerliche, „volkhafte“ Leben – als Ideal – die Ritterlichkeit, das Frontkämpfertum, Führer und Gefolgschaft – oder als Karikatur – den Touristen, den Bourgeois, die Masse.

Die Bilder, die Weber in jener Zeit schuf, waren von unterschiedlicher Qualität. Einigem merkt man den Druck des Broterwerbs an, aber vieles gehört zum besten, was im Umkreis der Jugendbewegung künstlerisch hervorgebracht wurde. Armin Mohler hat vorgeschlagen, einen Holzschnitt Webers mit marschierenden Jungen vor übergroß im Hintergrund erscheinenden Soldaten als *den* optischen Ausdruck des Bündischen zu betrachten. Damit ist ohne Zweifel erfaßt, daß die Ritterromantik der

Anfangszeit ganz zurückgetreten war und der moderne mittelalterlichen Kämpfer als Vorbild ersetzt hatte. Allerdings ist nur eine kleine Minderheit der Bündischen dem Weg konsequent bis zur „Wehrjugend“ gefolgt, für die Mehrheit wirkten zwar die Straffheit des Auftretens, die Militanz und die symbolische Männlichkeit anziehend, aber man scheute doch vor dem Schritt zur aktiven Vorbereitung eines neuen Waffengangs mit den deutschen Gegnern zurück.

Bei der Mehrzahl der Bündischen ging es eher um ein – jugendtypisches – Avantgardebewußtsein ohne letzte Klarheit. Insofern erscheint ein künstlerisch schwächeres Bild Webers aussagekräftiger. Es handelt sich um eine 1932 veröffentlichte Zeichnung, die einen bündischen Zug hinter der Adlerfahne in einer Ruinenlandschaft zeigt. Während die Umgebung im Schatten liegt und finstere Gestalten nach Verstecken suchen, zieht der Trupp unbeeindruckt seine Bahn, der Weg ungewiß, aber in helleres Licht getaucht.

Diese Darstellung kam dem Selbstbild der meisten Bündischen sehr nahe, für die sich Nachkrieg und große Krise zusammenzogen in der Wahrnehmung, zwischen Trümmern der Vergangenheit leben zu müssen, in einer Welt, die nicht nur bürgerliche Sicherheit verloren hatte, sondern auch ohne Werte und Metaphysik auskommen mußte. Das entsprach dem zeittypischen Pathos der Entschiedenheit und Ernst Jüngers Figur des „preußischen Anarchisten“, der das Chaos durchstreift auf der Suche nach einer neuen Ordnung, nur bewaffnet mit dem „kategorischen Imperativ des Herzens“. In konkrete, etwa politische Maßnahmen war ein solches Selbstverständnis aber kaum umsetzbar. Die von Niekisch 1929 ausgerufene „Aktion der Jugend“ gegen den Young-Plan scheiterte bezeichnenderweise an der Irritation und dem Zögern der Bünde.

Zu diesem Zeitpunkt sahen sich diejenigen, die die Politisierung forciert hatten, genauso wie die Führer der Traditionsgruppen einer neuen Opposition aus den eigenen Reihen gegenüber. Es entstanden noch einmal „Energieverbände“ (Eberhard Koebel – tusk), die versuchten, die Bewegung auf ihr ursprüngliches Anliegen zurückzuführen. Man wollte keineswegs zum Freischweifenden des Wandervogels zurückkehren. Graues Corps und dj.1.11 forderten vielmehr eine besondere – auch und gerade am Aussehen orientierte – Auslese und strikte Disziplin im Auftreten. Der wichtigste Protagonist dieser „Jugendbewegung“ war der Führer von dj.1.11, Eberhard Koebel – „tusk“. Sein Charisma war außerordentlich, seine organisatorischen Fähigkeiten bemerkenswert. Aber die Hauptwirkung verdankte er weniger Ideen – dem Kosaken- und Samuraikult, der Faszination durch Zen und Nomadenleben –, sondern stärker der Stilbildung durch seine Entwürfe für das Layout von Zeitschriften und Büchern, für die Kleidung, für die Gestaltung der Lager, der Zelte und der Fahnen. In kurzer Zeit wurde das alles vom größten Teil der Bünde und sogar von der traditionellen Jugendpflege der Kirchen, Parteien und Gewerkschaften übernommen. Erst in dieser sehr kurzen, kaum drei Jahre dauernden, Endphase der Jugendbewegung wurde sie tatsächlich zum Generationenphänomen.

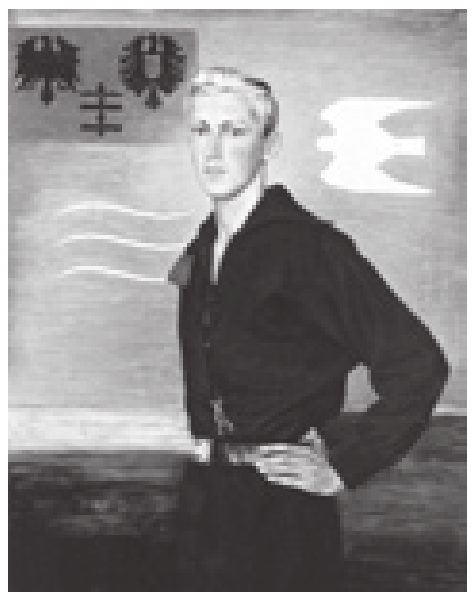
Von tusk stammte auch der Auftrag zu Oskar Justs Gemälde „Der Fahnenträger der dj.1.11“, dem letzten einflußreichen Zielbild der Jugendbewegung. Just, Jahrgang 1896, stammte aus dem sudetendeutschen beziehungsweise österreichischen Wandervogel, war aber am Ende des Krieges nach Berlin übersiedelt. Dort hatte er Verbindung zu tusk aufgenommen, und 1931 schuf er das erwähnte Gemälde, das einen betont „nordisch“ aussehenden Jungen, in der neuen blauen Kluft der Jungenschaft mit der „Seidenfahne“ der dj.1.11 zeigte. Die selbstbewußte Kopfhaltung und die in die Seiten gestützten Arme vermitteln jenen Eindruck des Kühnen, Stolzen, Lässigen, der von den



A. Paul Weber, *Marschierende Kolonne*, 1930

Werner Helwig (Hrsg.): *tusk – Gesammelte Schriften und Dichtungen*, Heidenheim a. d. B. 1963.

Walter Sauer: *Vom „Lichtgebet“ zum „Fahnenträger“*. *Menschenbilder und Menschenbildnisse der Jugendbewegung*, in: *der eisbrecher* 28 (1987).



Oskar Just, *Der Fahnenträger der d.j.1.11*, 1930

Jungenschaftern vor allem angestrebt wurde. Das Gemälde stellte Rainer Rall dar, genannt „Mario“, der schon zu tusks Stuttgarter dj.1.11-Gruppe gehört und 1929 an der legendären Lapplandfahrt teilgenommen hatte; 1933 widmete ihm tusk seine *Heldenfibel*.

Der „Fahnenträger“ wurde im Hauptraum der „Rotgrauen Garnison“ in Berlin aufgehängt: „Die Reichsfahne von dj.1.11 hängt an der Wand. Gegenüber das große Bild von Oskar Just: Der Fahnenträger von dj.1.11. Auf Bänken und Schränken liegen Musikinstrumente, Ziehharmonikas, Banjos, Klampfen, Schießgeräte. Am schönsten ist der Raum bei Kerzenschein. Der große graue Vorhang ist zugezogen; die weißen Seidenvorhänge neben der Reichsfahne bewegen sich in der aufsteigenden Wärme. Die Buben singen und stampfen, der Hund Schascha bellt. Das ist die Garnison.“

Walter Sauer – „Wasa“ – hat zu dem Bild bemerkt, daß es dem heutigen Betrachter oft als „beispielhafte Darstellung eines Hitler-Jungen“ erscheine. Was nicht nur mit fehlender Kenntnis der historischen Zusammenhänge oder der bündischen Zeichensprache zu erklären ist, sondern auch mit der ganz zutreffenden Wahrnehmung, daß hier wie dort ähnliche Idealentwürfe propagiert wurden. Sieht man davon ab, daß dj.1.11 oder Graues Corps auf Grund ihrer beschränkten Größe ganz andere Möglichkeiten hatten, sich dem Ideal anzunähern, während das dem Staatsjugendverband faktisch unmöglich war, so bleibt doch umgekehrt der Sachverhalt zu betonen, daß man in der HJ-Führung nach 1933 bündische Ausdrucksformen duldeten und sogar förderte, von denen – zu Recht – angenommen wurde, daß sie die Anziehungskraft stärken und den Aspekt des Zwanges mildern würden.

Es hat in den Anfangsjahren des Regimes eine große Zahl von Jungvolkführern gegeben, die nach dem Verbot aus den Bünden gekommen waren und den bekannten „Betrieb“ mehr oder weniger unverändert fortsetzten. Es existierte daneben und dagegen aber auch eine unterirdische Fortsetzung. Die konnte sich in der Illegalität „Schwarzer Bünde“ niederschlagen, die oft in der jungenschaftlichen Tradition standen, aber Organisationsbildung war gar nicht notwendig. Wie am Beispiel Hans Scholls eindrucksvoll ablesbar, hatte die Weiterwirkung mit dem Elitismus zu tun, der Reserve gegenüber der Massenorganisation und dem Bedürfnis nach Autonomie, das in der HJ nicht befriedigt werden konnte. In seiner Programmschrift *Der gespannte Bogen* hatte tusk prinzipiell zwischen „Wiederholern“ und „Selbsterringenden“ unterschieden; die von ihm erhoffte „neue Jugendbewegung“ sollte eben von „Selbsterringenden“ getragen werden.

1933 gab es viele, die hofften, daß die HJ trotz aller Fremdheit doch so etwas wie die Vollendung der Jugendbewegung im „Hochbund“ sein könnte. Die Hoffnung hat getrogen. Es hatte insofern symbolische Qualität, daß Justs „Fahnenträger“ zwar noch 1942 in einer kleinen Kunstausstellung der Wehrmacht im besetzten Frankreich gezeigt wurde, aber der Fahnenträger selbst schon zu Beginn des Krieges gefallen war. Die Diskreditierung der Ideale, für die er und seine Generation in der Jugendbewegung gestanden hatten, durchlief damals eine erste Phase, die zweite begann in der Nachkriegszeit und erreichte ihren Höhepunkt in den sechziger Jahren. Die Konzepte jugendlicher Ästhetik erfuhren seitdem eine dramatische Veränderung, die sie von allem entfernten, was an die Leitbilder der Jugendbewegung erinnerte. Dazu hat die Kolonisierung jugendlicher Existenz durch die Warenwelt ebenso beigetragen wie die Entfaltung destruktiver Kräfte im Kern der Gesellschaft.

Von der Jugendbewegung ist fast nichts geblieben, und die Bilder, in denen sie ihr Selbstverständnis dargestellt fand, lassen sich bloß noch mit Übersetzungshilfe entziffern. Solche Verschüttung von Vorstellungswelten ist in der Geschichte nicht ungewöhnlich, hat aber in diesem Zusammenhang eine weitergehende Bedeutung, weil die Jugendbewegung selbst als *Jugendbewegung* in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts eine Zäsur markiert: zwischen jenen Phasen der Geschichte, in denen Jugend als selbständiger Lebensabschnitt keine oder kaum eine Rolle spielen konnte, und jenen, in denen neben fortgesetztem Infantilismus und forciertem Frühreife kein Platz mehr ist für ein „Jugendreich“.

Willi Bucher und Klaus Pohl (Hrsg.): *Schock und Schöpfung. Jugendästhetik im 20. Jahrhundert*, Frankfurt a. M. 1986.

Autoren dieses Heftes

Josef Daum, 1979, studierte Geschichte und Volkswirtschaft in Dresden und Berlin. Derzeit Promotion über ethnologische Wirtschaftskonzepte.

Prof. Dr. Hans-Peter Hasenfratz, 1938, von 1985 bis 2003 Professor für Theologie der Religionsgeschichte in Bochum.

Letzte Buchveröffentlichungen:

Die antike Welt und das Christentum, Darmstadt 2004

Religion – Was ist das? Lebensorientierung und andere Wirklichkeit, Freiburg i. Br. 2002

Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, 1943, studierte Soziologie, Psychologie, Geschichte, Ökonomie, Publizistik und Religionswissenschaft in Berlin. Promoviert als Soziologe und Wirtschaftswissenschaftler. Lebenszeitprofessur an der Universität Bremen, Sprecher des Raphael-Lemkin-Instituts für Xenophobie- und Genozidforschung.

Letzte Buchveröffentlichungen:

mit Otto Steiger: *Eigentumsökonomik*, Marburg 2005

Söhne und Weltmacht: Terror im Aufstieg und Fall der Nationen, Zürich 2003

Ellen Kositzka, 1973, studierte Germanistik und Geschichte, freie Publizistin. Verheiratet, sechs Kinder.

Götz Kubitschek, 1970, studierte Germanistik, Geographie und Philosophie. Verheiratet, sechs Kinder. Seit 2002 selbständiger Verleger (Edition Antaios). Letzte Buchveröffentlichung:

20 Jahre Junge Freiheit. Idee und Geschichte einer Zeitung, Schnellroda 2006

Dr. Erik Lehnert, 1975, studierte Philosophie, Geschichte sowie Ur- und Frühgeschichte, promoviert in Philosophie. Verheiratet, drei Kinder.

Letzte Buchveröffentlichungen:

Die Existenz als Grenze des Wissens. Grundzüge einer Kritik der Philosophischen Anthropologie bei Karl Jaspers, Würzburg 2006

Gerhard Nebel. Wächter des Normativen, Schnellroda 2004

Martin Lichtmesz, 1976, ist Filmstudent und freier Journalist.

Daniel L. Schikora, 1977, studierte Geschichte und Sozialwissenschaft in Erfurt und München. Derzeit Promotion über die *laïcité* in Frankreich.

Prof. Dr. Dr. hc mult. Robert Spaemann, 1927, war von 1962 bis 1992 Professor für Philosophie in Stuttgart, Heidelberg und München. Der Text „Wer ist ein gebildeter Mensch?“ entstand anlässlich einer Promotionsfeier und wurde erstmals in *Scheidewege* 24 (1994/95) veröffentlicht.

Letzte Buchveröffentlichungen:

mit Walter Schweidler: *Ethik. Lehr- und Lesebuch*, Stuttgart 2006

Grenzen. Zur ethischen Dimension des Handelns, Stuttgart 2002

Thomas Vieweg, 1978, studierte Geschichte und Philosophie in Dresden und München. Derzeit Promotion über die Branchengeschichte der Unternehmensberatung.

Dr. Karlheinz Weißmann, 1959, Studium der Geschichte und Evangelischen Theologie, promoviert als Historiker. Verheiratet, ein Kind.

Letzte Buchveröffentlichungen:

Das Hakenkreuz. Symbol eines Jahrhunderts, Schnellroda 2006

Unsere Zeit kommt. Götz Kubitschek im Gespräch mit Karlheinz Weißmann, Schnellroda 2006

Dr. Angelika Willig, 1963, studierte Philosophie in Freiburg und München, Redakteurin der *Jungen Freiheit* von 1994–96 und 2001–04.

Kindheit und Jugend in traditionellen Gesellschaften

von Hans-Peter Hasenfratz

Als traditionelle Gesellschaften begreift man in der Ethnologie Lager- und Dorfgemeinschaften in wild- und feldbeuterischen, agrarischen und hirtennomadischen Kulturen, deren Zusammenleben durch feste mündliche Tradition („Gedächtniskultur“) reguliert ist. Ob germanische Gesellschaften damit adäquat zu verorten sind, lassen wir dahingestellt. Jedenfalls bildeten sie keine antiken Hochkulturen. Schriften waren zwar von ihnen gekannt, auch genutzt, sogar zum Transport traditioneller religiöser Inhalte (Runen!). Aber die Hauptmasse einschlägigen Schrifttums stammt von antiken Autoren oder aus christlichem Umfeld (teils mit politischer, teils mit antiquarisch-gelehrter, teils mit kirchlicher Interessenlage). Über die Spezialisten, denen in der germanischen mündlichen Gedächtniskultur die Traditionsvermittlung anvertraut war, wissen wir wenig oder nichts. Zudem standen die germanischen Gemeinschaften unter erheblichem Migrationsdruck (indogermanische Wanderungen, Völkerwanderung, Wikingerzüge), was die Überbetonung kriegerischer Ideale erklären mag. Der eben beschriebene Sachverhalt rechtfertigt es, daß hier von der „Ethnopedagogik“ in „klassischen“ traditionellen Gesellschaften zuerst die Rede sein muß – gewissermaßen als „Folie“ für Kindheit und Jugend im germanischen Kontext.

Nach verbreiteter traditioneller Anschauung von Zeugung und Empfängnis wird beim Geschlechtsverkehr das mütterliche Menstrualblut durch das väterliche Sperma zum Koagulieren gebracht (deshalb das Ausbleiben der Regel). „Koagulationsresultat“ ist der kindliche Embryo. Durch fortgesetzten Verkehr mit der Schwangeren, durch „Begießen“ der Frucht, erhält der Fötus seine Vitalseele. Eine weitere Seele, die Exkursionsseele, kommt dem werdenden Kind meist aus dem Reiche der

Klaus E. Müller und Alfred Tremel (Hrsg.): *Ethnopedagogik. Sozialisation und Erziehung in traditionellen Gesellschaften*, zuletzt Berlin 1996.

Ahnen zu, indem sie während der Schwangerschaft bei einer günstigen Gelegenheit (etwa beim Baden der Schwangeren in einem Gewässer: die Wörter „Seele“ und „See“ sind etymologisch verwandt) in den Mutterleib eindringt und sich im belebten Fötus einnistet. Damit wäre der Mensch (Vitalseele = Leben; Exkursionsseele = Ich-Bewußtsein; von weiteren Seelenvorstellungen sehen wir ab) biologisch komplett.

Aber Menschsein hängt für traditionelle Gesellschaften nicht an der Biologie. Tote bleiben Mitglieder der Gemeinschaft, Menschen, wenn sie von ihr rituell korrekt bestattet wurden. Lebende werden erst zu Menschen, wenn sie durch ein Adoptionsritual Mitglieder der Gemeinschaft geworden sind: Umarmung durch den Vater, Schoß-Setzung, Übergießen mit Wasser, Namengebung und anderes mehr. Vorher können sie bedenkenlos „entsorgt“, ausgesetzt werden. Gründe, den kleinen Lebewesen die rituelle Anerkennung als Menschen zu verweigern, sind etwa Mißwuchs, Vielgeburts (Zwillinge gelten oft als Resultat von Mehrverkehr der Mutter; häufig läßt man auch nur das Kräftigere von beiden am Leben). Die Vitalseele (Lebenskraft) des Kleinkindes ist noch schwach. Sie kann vom Leib abstrahlen, durch Körperöffnungen und -ausscheidungen abfließen, was man durch Bebänderung und Umschnürung verhindert; das „Wickelkind“ erinnert noch an diesen Zusammenhang. Verbrauchte Lebensenergie muß durch krafthaltige Nahrung ersetzt werden. Als die Kraftnahrung „der Wahl“ gilt Muttermilch (die Stillzeit kann bis zu fünf Jahre währen); daneben treten bald Körner, zu Brei zerstoßen und verkocht (sie enthalten besonders viel Vitalität, weil aus ihnen ausgewachsene Pflanzen entstehen können). Auch bestimmte Talismane (aus Knochen, Haar, Steinen), dem Kind umgehängt, führen ihm Vitalität zu. Die Exkursionsseele, aus dem Bereich der Ahnen stammend, ist im Kleinkind noch nicht fest verankert. Oft verläßt sie den kleinen Leib und weilt bei den Ihren im Jenseits: dann schläft es. Damit die Exkursionsseele wieder zurückkehrt, darf sie nicht erschreckt werden: Lärm und Streit sind tabu. Liebevoller Zuwendung läßt sie am ehesten zum dauerhaften Aufenthalt im Leib und bei den Lebenden bewegen. Wenn sich am Schädel die Hauptfontanelle geschlossen hat, hält man die Gefahr, daß die Exkursionsseele definitiv entweicht und das Kind stirbt, erst einmal für gebannt. Um das Kind vor dem Einfluß böser Geister zu schützen, die die Kenntnis seines Namens zu Schandzauber mißbrauchen könnten, verheimlicht man oft den wirklichen Namen (Rumpelstilzchen-Effekt!) und ruft es (einige Zeit) mit einem Decknamen, der die Unheilsmacht irreführt oder vergrault („Fleischfliege“, „Kehricht“).

Bis etwa zum 5. Lebensjahr (Entwöhnung!) bleiben die Kinder in der Obhut der Frauenwelt. Von nun an beginnen die Knaben sich aus dem „weiblichen Dunstkreis“ zu lösen, schließen sich den Männern an. Beide Geschlechter nehmen (entsprechend ihren Kräften und Möglichkeiten) teil an den geschlechtsspezifischen Tätigkeiten der Erwachsenen, die sie bis zum Übertritt ins Erwachsenenendasein beherrschen müssen.

Dieser Übertritt erfolgt, rituell streng kontrolliert und von den Erwachsenen gesteuert, durch eine Initiation. Wiederum sind es nicht biologische Daten (Mutation, Menarche), die den Übergang vom Jugendalter in den Erwachsenenstatus markieren, sondern das Ritual. Es beinhaltet: Absonderung von der Altersklasse der Jugendlichen, Geschlechtsdifferenzierung durch Beschneidung (Vorhaut, Klitoris), Einweisung in die Traditionen der Erwachsenenwelt, ekstatische Erfahrung von Transzendenz, Mutproben (unter Umständen das Töten eines Stammesfremden, das Verzehren von Menschenfleisch), festliche Aufnahme in den Kreis der Erwachsenen, oft erster Geschlechtsverkehr und sofortige Verheiratung, oft Einzug ins Männerhaus, wo die Junggesellen gemeinsam leben und den kriegerischen Schutz der Gemeinschaft übernehmen, bevor sie in den Ehestand treten.

Initiationsrituale stabilisieren traditionelle Gesellschaften, indem sie die jugendliche „Adoleszenzkrise“ mit ihrer „Neophilie“ (Neuerungs-sucht) dramatisch ausagieren und damit frühzeitig entschärfen. Denn in traditionellen Gesellschaften sind es die älteren Erwachsenen, die mit ihrer Kenntnis von Überlebensstrategien und von überlebenswichtigen Traditionen den Fortbestand der ganzen Gemeinschaft garantieren.

Quellen, die uns über Jugend und Kindheit bei den Germanen berichten, stammen mehrheitlich aus dem nordgermanischen Bereich (Sagas, Edda). Eine gewisse Glorifizierung kriegerischer Ideale mag auf die

Hans-Peter Hasenfratz: *Naturreligion*, in: *Realexikon der Germanischen Altertumskunde*, Bd 20.

Zvi Rudy: *Ethnosozologie sowjetischer Völker*, Bern 1962.

Gabriele Weiß: *Elementarreligionen*, Wien 1987.

sitzende Lebensweise nostalgischer Klosterschreiberei zurückgehen (Saxo Grammaticus). Das Wenige, was wir aus Tacitus wissen, stimmt im Wesentlichen mit den anderen Quellen überein. Die taciteische Bewunderung für die kriegerischen Tugenden der Germanen entspringt dem pädagogischen Bemühen, seinen Römern vorzuhalten, wie sie selbst einst waren und wieder sein müßten. Historisch zutreffend dürfte der kriegerische „Migrationshintergrund“ aller Quellen zu Kindheit und Jugend der von ihnen geschilderten Personen sein.

Welcher „Migrationsdruck“ auf Kindheit und Jugend zur Zeit der Wikingerzüge lastete, illustriert eine Episode aus einer Isländer-Saga des 13. Jahrhunderts. Die Szene spielt im 11. Jahrhundert; ein Vater schilt seinen Sohn einen faulen Nesthocker: „Anders treiben’s heute die jungen Männer als in meiner Jugend ... Das war der großen Herren Art, ... uneresgleichen, auf Kriegsfahrt zu liegen und sich Reichtum und Ruhm zu erkämpfen. Und die Beute sollte nicht zum Erbe geschlagen werden und der Sohn sie nicht nach dem Vater übernehmen, sondern sie sollte neben den Toten in den Grabhügel gelegt werden. Und wenn nun auch die Söhne die Höfe bekamen, so konnten sie sich doch nicht halten ... Sie müßten sich selbst und ihre Mannen in Wagnis und Wikingsfahrt dransetzen und sich Reichtum und Ruhm erstreiten, einer nach dem andern, und so traten sie in ihrer Ahnen Fußspur.“ Das heißt doch: Der Totenteil, den der Vater mit ins Grab nimmt (Gold, Silber, Wertgegenstände), ist so groß, daß der vererbte Rest (der Grundbesitz und etwas zugehörige Fahrhabe) den Nachkommen keine ausreichende Grundlage zum Leben bietet, wodurch sie ihrerseits gezwungen sind, mit gleichaltrigen Schicksalsgenossen auf Beutezüge, Wikingfahrten, zu gehen und auf diese Art Vermögen zu erwerben. Und da ihnen das so Erworbene (Erbeutete!) mit ins Grab folgt, vererben sie ihre Lebensweise auf die folgende Generation und so fort. Damit mag der Hintergrund skizziert sein, auf dem sich uns Kindheit, Jugend und Initiation der Nordgermanen vor ihrer Christianisierung darstellt. Über Entsprechendes zum weiblichen Geschlecht schweigen die Quellen.

Mit der bloßen Geburt ist ein Neugeborenes noch nicht Mitglied der Gemeinschaft (Familie, Sippe). Das bewirkt erst ein besonderes Adoptionsritual: Das Kind wird vom Erdboden aufgenommen, dem Vater auf die Knie gesetzt (Schoß-Setzung), mit Wasser besprengt (Wasserweihe). Es erhält einen Namen und zur „Befestigung des Namens“ (*nafn-festr*) ein Geschenk. Geschenke binden Geber und Beschenkte dauerhaft aneinander, denn ein Geschenk enthält „Seele“ von dem, der gibt. Oft erhält das Kind den Namen des verstorbenen Großvaters; denn man dachte sich im Kind denjenigen Verstorbenen wiedergeboren (*endr-borinn*), dessen Name das Neugeborene erhält („Enkel“ ist eine Verkleinerungsform von „Ahn“ und bedeutet „kleiner Ahn“).

Solange das Ritual noch nicht vollzogen ist, kann das Neugeborene ohne weiteres ausgesetzt werden. Auch hier ist Mehrgeburter unerwünscht weil unter dem Verdacht mütterlichen Mehrverkehrs (oft läßt man aber auch das Kräftigere von Zwillingen leben). Das Recht auf Kindesaussetzung hatten sich die Isländer bei der Einführung des Christentums bezeichnenderweise ausdrücklich vorbehalten.

Bei der negativen Einstellung der Germanen zu dem, was wir „Arbeit für andere“ nennen und der positiven Einschätzung von Krieg und Beute (das altisländische Pendant zu unserem Wort „Arbeit“ ist *vinna* – „gewinnen“, obsiegen, erobern) werden wir uns nicht wundern, wenn Kinder (Knaben) dann als besonders verheißungsvoll galten, wenn sie sprechfaule Nichtstuer („Aschenhocker“) waren, die keinen Finger rührten, in Haus und Hof mitzuhelfen, oder gar schon „im zarten Alter“ einen oder mehrere Menschen (Männer) erschlugen, was ihnen den besonderen Stolz der Mutter eintrug. Mit zwölf Jahren war der Knabe auf Island mündig und durfte bewaffnet zum Thing reiten. Damit enden Kindheit und Jugendalter. Der mündige und waffenfähige junge Mann war nun frei, sich der Gefolgschaft eines Mächtigen anzuschließen oder Wikingern, wozu ihn reiche Eltern mit einem Schiff ausstatteten. Er verbrachte also einige Jahre auf Heerfahrt, sei es im Dienste eines Königs, sei es auf privaten Wikingerzügen (sprich: Raubzügen). In beiden Fällen lebte er kriegerisch, männerbündisch organisiert, erotisch freizügig (Vergewaltigung, Mädchen- bzw. Frauenraub und -handel). Hatte er genug Beuteanteil oder

Hans-Peter Hasenfratz:
*Die religiöse Welt der
Germanen*, Freiburg i. Br.
zuletzt 1999.



Raub- und Plündergut zusammen, kehrte er zum väterlichen Hof zurück oder erwarb sich selbst einen und heiratete. Er konnte seßhaft werden, besaß er doch nun eine ökonomische Basis, die ihn von einer väterlichen Erbschaft unabhängig machte (deren Totenteil ihm vorenthalten blieb). Gelegentlich beteiligte er sich auch jetzt noch an Kriegs- oder Wikingfahrten außer Landes, wo er seine kriegerische Erfahrung an Jüngere weitervermitteln konnte.

Gefolgschaft und Wikingerbanden waren, wie gesagt, männerbündisch organisiert. Unter „Männerbund“ soll hier ein sippenübergreifendes System sozialer Bindung verstanden werden, das die mündigen, waffenfähigen Jungmänner zu einer Kult- und Lebensgemeinschaft zusammenschließt und durch initiatorisches Aufnahme-ritual konstituiert wird. Die Initiations- und Kultgottheit ist Odin: „Hängegott“ (*hanga-guð*) und, als Kriegs- und Totengott, Anführer des „wilden Heeres“. Durch Scheinhängen (Hängen bis zur Bewußtlosigkeit) und Speermerkung (Speerstich) wird der Initiand Eigentum Odins und Angehöriger seiner ekstatischen „wilden Jagd“. Im Männerbund erlernt er die Ekstasetechnik der Berserkerwut (*berserks-gangr*), die ihn (auf bestimmte Zeit) unverwundbar durch Feuer und Eisen macht und ihm die Kampfeigenschaften eines wütigen Bären oder reißenden Wolfes verleiht. Der kriegerische Männerbund verschwört die Kultgenossen zu Waffenbrüderschaft in Wikingerzug oder Gefolgschaft, stellt die Elitetruppe bei kriegerischen Auseinandersetzungen von sippenübergreifendem Interesse und interzediert, wenn sippenübergreifende Rechtsmechanismen versagen oder familistischer Partikularismus überbietet, ist also Träger der Rügejustiz.

Am „Beispiel der Germanen“ konstatierten wir eine Verschiebung in der Wertigkeit der Altersstufen. Waren für die „sedentäre“ traditionelle Gesellschaft die Alten und ihre Traditionen Garanten für das Überleben der Gemeinschaft, so werden es im „komitativen“ (gefolgschaftlich orientierten) Migrantenverband die jungen Kämpfer mit ihrer Mobilität und Schlagkraft. Altentötung ist bezeugt, und es heißt nun: „Jungen Baum soll auf man ziehen, alten fällen.“

Es steht zu hoffen, daß eine ähnliche Werteververschiebung von Alt zu Jung heute einen Kulminationspunkt erreicht hat und man sich auf die Funktion von Überlieferungen zurückzubedenken beginnt: man braucht die Welt nicht immer neu erfinden.

*Germanische Demokratie:
Männer versammeln sich
zum Thing, Zeichnung von
Erik Edvardsson*

*Karlheinz Weißmann:
Männerbund, Schnellroda
2004.*

Nationalerziehung oder Urmenschen bei Maischberger

von Angelika Willig

Die deutsche Nation wird vor dem Fernseher erzogen: Keine Serie hat wirkmächtiger das „So-sollst-Du-sein“ vermittelt als die Lindenstraße. Ein besonderes Phänomen sind die *talkshows*: Wer zuschaut, behält niemals Inhalte. Er lernt vielmehr, wer überhaupt mitreden darf, wie man mit jemandem reden muß, dessen Meinung man gar nicht hören will und – das wichtigste – daß das allgemeine Gerede ein Wert an sich sei. Im Grunde weiß am Ende gar keiner mehr, was geredet wurde. Und ob überhaupt.

Eigentlich hätten sie schon am 19. September einziehen sollen: die Rechten im Ersten. Sandra Maischberger hatte den NPD-Vorsitzenden Udo Voigt eingeladen, wie es heißt auf Betreiben von Michel Friedman, der endlich mal ohne Drogen genießen wollte. Vergeblich: die Programm-gewaltigen luden wieder aus mit der Begründung, sie könnten für den Fortbestand der BRD nicht garantieren.

In den folgenden Wochen soll sich, wie man hört, Jürgen Habermas höchstpersönlich eingeschaltet haben: Ein Diskurs, der einige Teilnehmer ausschließt, so der Gelehrte, bedeute in einer Kommunikationsgesellschaft das gleiche wie Gefangenenlager im Kommunismus. Wer solches duldet, riskiert einen gefährlichen historischen Rückschlag.

Trotzdem: Voigt kommt nicht in Frage, und so einigte man sich beim Sender für die nächste Maischberger-Runde auf zwei rechtsextreme Schwätzer ohne besonderes Amt. Außerdem Habermas selber, einen Rechtsextremismus-Experten und eine Parfümerie-Verkäuferin aus dem KaDeWe als blonden Blickfang und Volkes Stimme.

Moderatorin: „Sie sind Jahrgang ’65. Daniel Cohn-Bendit hat gesagt, Linksextremismus hält jung, würden Sie das gleiche auch vom Rechtsextremismus behaupten?“

Herr A: „Hauptsache, das Volk ist jung.“

Herr B: „Das hätte ich mir denken können, daß Sie hier wieder Braunhemden vorführen, die alle blöden Vorurteile bestätigen.“

Herr A: „Wer bei den Reps war, das sagt schon alles.“

Herr B: „Ich war niemals Mitglied der Republikaner.“

Habermas: „Das finde ich so wunderbar, daß bei den Nazis diese Streitkultur herrscht. Da müssen wir einhaken.“

Moderatorin: „Aber nun sagen Sie doch mal was zu der Wahl in Mecklenburg-Vorpommern.“

Herr A: „Das ist völlig uninteressant.“

Herr B: „Das ist völlig uninteressant.“

Verkäuferin: „Jugend ist eine Frage der inneren Einstellung.“

Herr B: „Wie kann man eine Partei wählen, die zwar gute Absichten, aber weder die personellen Ressourcen hat noch ...“

Herr A: „Wahlen sind Scheiße.“

Herr B: „Außerdem besteht das deutsche Reich fort.“

Herr A: „Wahlen sind immer Scheiße.“

Habermas (interessiert): „Stehen Sie auf dem Boden der freiheitlich-demokratischen Grundordnung?“

Herr A: „Ich bin Sozialist.“

Moderatorin: „Ich merke, daß das gar nicht so einfach... Was sagen Sie als Fachmann?“

Experte (lauernd): „Was verstehen Sie denn überhaupt unter ‚Volk‘?“

Herr A: „Entschuldigung, aber ich habe noch Bewährung.“

Herr B: „Unter Volk verstehe ich ganz einfach das Subjekt.“

Habermas: „Beziehen Sie sich dabei auf Hegel?“

Herr B: „Ich bin Hartz-Empfänger.“

Experte (taut auf): „Wissen Sie was, ich schreibe seit fünfzehn Jahren über Rechtsextremismus und habe nie begriffen, was euch eigentlich umtreibt. Ich fühle mich in diesem System rundum zufrieden.“

Herr A: „Weil Sie einen Job haben und schwul sind.“

Moderatorin (dreht sich erschrocken nach hinten): „Warum haben wir eigentlich keinen Menschen mit Migrationshintergrund eingeladen?“

Verkäuferin: „Ich wollte auch schon mal NPD wählen. Aber dann habe ich gedacht: Was machen die, wenn die Amerikaner uns einfach aufkaufen?“

Experte: „Ein guter Einwand.“

Experte: (zu Herrn A) „Von Ihnen gibt es ja so eine Theorie... (Herr A schaut stolz Herrn B an) Ich habe das gelesen. Es hört sich aber ziemlich nach russischem Erdöl an.“

Herr B: „Wir wollen hier nicht über Hitler reden.“

Experte: „Wer in diesem Land die Wahrheit sagt, redet automatisch über Hitler.“

Herr A (flexibel): „Vielleicht möchten Sie mal an unserem Arbeitskreis ‚Homosexualität und Nationalsozialismus‘ teilnehmen, immer donnerstags.“

Moderatorin: „Das geht aber nicht, daß Sie die Sendung für Ihre Terminansagen nutzen.“

Moderatorin: „Wie sehen Sie denn die Darstellung von Extremismus in den Medien?“

Experte: „Ich bin immer noch der Meinung, daß man da möglichst objektiv sein muß.“

Verkäuferin: „Carl Schmitt würde dem widersprechen.“

Herr B: „Sie lesen Staatstheorie?“

Verkäuferin: „Den Namen hab ich bloß in der Delikateßabteilung aufgeschnappt.“

Habermas: „Ich bin ja jetzt Christ.“

Alle (voller Überraschung): „Was? Sie glauben nicht mehr an den Menschen?“

Habermas (denkt nach): „Jetzt mehr an Gott.“

Herr B: „Ich bin Mitglied der Priesterbruderschaft Pius X.“

Herr A: „Nicht schlecht. Unseren Freund Allah kann man mit Odin aber mehr schocken. Den kennt er nämlich noch gar nicht.“

Moderatorin: „Nun sind wir von der Landtagswahl wieder ziemlich weit abgekommen.“

Experte (bedeutungsvoll): „Ganz im Gegenteil.“

Moderatorin (zur Verkäuferin): „Würden Sie mit einem Nazi ins Bett gehen?“

Verkäuferin: „Ja, wenn er Porsche fährt auf jeden Fall – sonst würde ich’s mir nochmal überlegen.“

Moderatorin: „Nun ist ja in der letzten Woche ein weiteres wichtiges Ereignis eingetreten.“

Experte (horcht auf): „Nazizentrum in Delmenhorst?“

Moderatorin: „Bundespräsident Köhler verlangt eine Bildungsoffensive. Was sagen Sie denn dazu?“

Experte: „Genau, jetzt mal echte Sachargumente.“

Herr A: „Was der Herr Bundespräsident sagt, haben wir schon mal prägnanter vernommen: Die deutsche Jugend soll sein hart wie...“

Herr B: „Im *Spiegel* steht es auch: wir brauchen mehr Zucht und Ordnung. (Pause) Der letzte Reichskanzler ist ja ein Paradebeispiel für undisziplinierten Lebenswandel, und was dabei herauskommt.“

Habermas: „Und was schlagen Sie vor?“

Herr B: „Eine Elite von 10.000 Mann, der Rest bleibt analphabetisch.“

Verkäuferin: „Und wie soll ich dann meine SMS schreiben?“

Experte: „Das ist verfassungsfeindlich!“

Herr A: „Volksfeindlich!“

Herr B: „Aber kostengünstig. Lesen Sie meinen Artikel in *eigentlich frei*.“

Habermas: „Ich möchte doch noch einmal auf den, wie ich meine, nicht unbedenklichen Beitrag im *Spiegel* zurückkommen. Nicht die Furcht (streckt den Zeigefinger vor) ist das klassische pädagogische Mittel, sondern der Eros.“

Experte (sarkastisch): „Ich sage Ihnen was, eines Tages werden wir Progressiven noch den Knüppel des Salemer Disziplin-Predigers Bueb gegen eine nationale Begeisterung einsetzen.“

Habermas (zufrieden): „Die neue Unübersichtlichkeit. Mein Buchtitel von vor 20 Jahren.“

Moderatorin (schaut in ihre Unterlagen): „Die NPD setzt sich für den Erhalt ländlicher Schulen ein. Warum haben wir nichts dafür getan?“

Habermas: „Weil dort mit Vorliebe Behinderte und Brillenträger gehänselt werden. Auch für den internationalen Konkurrenzkampf sind Zwergschulen keine gute Vorbereitung.“

Herr A: „Wir brauchen keinen besseren Unterricht, sondern besseres Erbgut.“

Herr B: „Die Lernenden haben doch nicht deshalb keine Chance, weil sie nichts lernen, sondern sie lernen nichts, weil sie sowieso keine Chance haben. Die Bildungsdebatte ist bürgerliche Ideologie.“

Habermas: „Das klingt jetzt ganz marxistisch.“

Herr B: „Das ist Band Dreizehn, sollten sie auch ruhig mal wieder zur Hand nehmen.“

Verkäuferin: „Wir sollten alle Englisch können im Haus. Von wegen International und so. Aber gerade in der Kosmetik gibt es so komplizierte Dinge, die kann man gar nicht übersetzen.“

Experte (witternd): „Haben Sie keine Probleme mit der jüdischen Herkunft von Karl Marx?“

Herr A: „Doch, aber noch mehr Probleme hätten wir ohne seine Politökonomie.“

Moderatorin: „Wir sollten mal versuchen, ein Resümee zu ziehen.“

Herr B: „Ich hätte mir den Aufenthalt außerhalb des Ghettos irgendwie aufregender vorgestellt. Mal von den Damen abgesehen, da können unsere doch noch nicht ganz mithalten.“

Moderatorin: „Ich meine, ob es sich lohnt, mit Nazis zu diskutieren.“

Habermas: „Ich finde schon.“

Verkäuferin: „Ich finde, wir sollten mal richtige einladen, das sind doch gar keine richtigen.“

Experte: „Blöder bin ich nicht geworden. Viel klüger aber auch nicht.“

SCHWERGEWICHTE



Ein Jubiläumsbuch für die „Junge Freiheit“: Dies ist die Geschichte einer Zeitung. Aber gleichzeitig ist dies die Geschichte einer fixen Idee und eines Idealisten: Ohne Dieter Stein gäbe es keine Junge Freiheit.

Götz Kubitschek
**20 Jahre Junge Freiheit -
Idee und Geschichte einer Zeitung**
304 Seiten, über 150 Bilder
gebunden, Großformat, 29.00 €



Hakenkreuz = Hitler? Zumindest in Europa geht die Gleichung restlos auf, alle anderen Bedeutungen dieses archaischen Zeichens sind überdeckt. Der Historiker Karlheinz Weißmann legt sie wieder frei.

Karlheinz Weißmann
**Das Hakenkreuz.
Symbol eines Jahrhunderts.**
192 Seiten, broschiert, über 200 Abb., 16 Farbtafeln
**Subskription bis zum 13. Oktober
für 19 € (später 22 €)**



Ein großes Leben im Weltbürgerkrieg: Der rumänische Religionswissenschaftler wollte mitkämpfen: als Student in Indien, als Intellektueller in der „Eisernen Garde“ und schließlich als Wissenschaftler in Chicago.

Florin Turcanu
**Mircea Eliade. Philosoph des Heiligen
oder Im Gefängnis der Geschichte.**
Eine Biographie. 464 Seiten, gebunden
**Subskription bis zum 31. Oktober
für 29 € (später 34 €)**

EDITION  ANTAIOS

Rittergut Schnellroda // 06268 Albersroda
Tel/Fax: (03 46 32) 9 09 41 // www.edition-antaios.de

Gunnar Heinsohn: eine werkbiographische Skizze

von Thomas Vieweg

Gunnar Heinsohn zeichnet sich durch eine erstaunliche publizistische Produktivität und eine extrem innovative Thesenbildung aus, die allerdings stets auf der souveränen Gesamtschau ganzer Forschungszeige und/oder enger Kooperation mit Vertretern anderer Disziplinen beruht. Eine zentrale Stellung im Gesamtwerk nimmt die Beschäftigung mit demographischen Problemen ein. Schon 1974 erklärt Heinsohn den Geburtenrückgang in Europa seit Ende des neunzehnten Jahrhunderts aus der Zunahme der lohnabhängigen Beschäftigung. Da der Lohnabhängige in der Konkurrenzsituation durch eigenen Nachwuchs objektiv beeinträchtigt wird, hat er vergleichsweise wenig Interesse an der Geburt und – nach der Geburt – an bedarfsgerechter Aufzucht von Kindern. Er läßt sie in vergleichsweise starkem Maße verwahrlosen. Aus diesem Problem resultieren die verschiedenen Formen außerfamiliärer, meist staatlicher, Erziehungsanstalten. Mit den damals aktuellen deutschen Ausgestaltungen dieser Anstalten sowie anderen, insbesondere familienrechtlichen, Anstrengungen der Bundesrepublik auf bevölkerungspolitischem Gebiet hat sich Heinsohn im Rahmen seiner Bremer Assistenzprofessur für Elementar- und Vorschulerziehung äußerst kritisch befaßt.

Als ersten Höhepunkt seiner demographischen Forschungen konnte Heinsohn zusammen mit zwei Bremer Kollegen Ende der siebziger Jahre eine *Allgemeine Bevölkerungstheorie der Neuzeit* präsentieren. Darin entfaltet er seine vielleicht bekannteste These, daß die ungeheure europäische Bevölkerungsexplosion der Neuzeit letzten Endes nur durch die systematische Bekämpfung des aus der Antike überlieferten reichen Wissens über Geburtenkontrolle (Verhütung, Abtreibung, Infantizid) möglich war, welches vor allem von Hebammen, Kräuterweibern und „weisen

Vorschulerziehung in der bürgerlichen Gesellschaft. Geschichte, Funktion, aktuelle Lage, Frankfurt a.M. 1974; zusammen mit Rolf Knieper: *Theorie des Familienrechts: Geschlechtsrollenaufhebung, Kindesvernachlässigung, Geburtenrückgang*, Frankfurt a.M. 1974.

Zusammen mit Rolf Knieper und Otto Steiger: *Menschenproduktion. Allgemeine Bevölkerungstheorie der Neuzeit*, Frankfurt a.M. 1979.

Frauen“ weitergegeben wurde, die deshalb im Zuge der großen europäischen Hexenverfolgungen dezimiert worden seien. Das auslösende Moment dieser Verfolgungen sieht er in den großen Pestepidemien, die den feudalen Landwirtschaftsbetrieben die Arbeitskräfte entzogen. Vereinzelt sind Hinrichtungen von Geburtenkontrollhelferinnen durch verzweifelte Feudalherren bereits vor der entscheidenden *Hexenbulle* des Papstes Innozenz VIII. belegt, durch welche die katholische Kirche als damals größter europäischer Grundbesitzer der demographischen Katastrophe Herr zu werden versucht habe. In diesen bevölkerungspolitischen Zusammenhang werden auch verschiedene weitere kirchliche und staatliche Bemühungen gestellt, die Vermehrung der Bevölkerung gegen deren eigenes ökonomisches Interessenskalkül durchzusetzen und das „traditionelle elterliche Verantwortungsgefühl“ auszuschalten. Dazu rechnen die Autoren insbesondere die strenge Sexual- und Ehemoral, die darauf gerichtet gewesen sei, alle Formen von Sexualität zu ächten, die nicht auf Vermehrung innerhalb einer Ehe gerichtet waren.

Auf dem Hintergrund dieser Erklärung der europäischen Bevölkerungsexplosion aus den Faktoren von abruptem Bevölkerungsverlust durch Pest, reaktiver Hexenverfolgung und forcierter Sexual- und Ehemoral entwickelte Heinsohn zuletzt die These vom Zusammenhang zwischen überzähligen Söhnen und Weltmacht.

Er betrachtet die Eroberung fast der gesamten Erdoberfläche durch die Europäer sowie den Aufstieg und Niedergang der einzelnen europäischen Hegemonialmächte (in der Reihenfolge Portugal, Spanien, Niederlande, England, USA) im Lichte ihrer jeweiligen demographischen Situation. Die Bevölkerungsexplosion in der außereuropäischen Welt wird hier aus der Übernahme des ursprünglich europäischen Modells durch die Eroberten erklärt, das nun in Form von „farbigen“ *youth bulges* zur Bedrohung der westlichen Welt werde.

Ein zweites großes Interessengebiet Heinsohns betrifft die vergleichende Völkermord-Forschung. Auch aus dieser Richtung dürfte er auf die Beschäftigung mit den überzähligen Söhnen, die in Kriegen, Bürgerkriegen – und eben Völkermorden – verheizt werden, verfallen sein. Als Sprecher des seit 1999 bestehenden Raphael-Lemkin-Instituts für Xenophobie- und Genozidforschung hat er sich vor allem mit der Herausgabe des *Lexikons der Völkermorde* große Verdienste erworben. Heinsohn war einer der wenigen Linken, die schon sehr früh darauf hingewiesen haben, daß die Massenmorde Stalins oder Maos diejenigen Hitlers in der Opferzahl bei weitem übertreffen. Allerdings glaubt er, daß sich der Holocaust an den Juden von allen anderen Völkermorden unterscheidet. In seinem Buch *Warum Auschwitz?* bietet Heinsohn einen sehr instruktiven Überblick über die wichtigsten gängigen Theorien zum Völkermord an den Juden und setzt sich dabei auch intensiv mit den verschiedenen theoretischen Annäherungen Ernst Noltes auseinander. Letztlich verwirft er diese alle zugunsten seiner These, daß Hitler – ganz ohne persönlichen Judenthaß – in den Juden die physischen Träger einer spezifischen Ethik der „Lebensheiligkeit“ beseitigen wollte, in der unter anderem schon Ludendorff ein entscheidendes militärstrategisches Hindernis erblickt habe. Es sei Hitler um die Wiederherstellung des antiken Rechts auf rücksichtslose physische Vernichtung und Versklavung der Bevölkerung eines militärischen Gegners – symbolisiert im Totenkopf der SS – gegangen, welches von der jüdischen Ethik überwunden worden sei.

Um diesen Argumentationsstrang besser nachvollziehen zu können, muß man einen Blick auf das dritte große Forschungsgebiet Heinsohns werfen: die Religionsgeschichte. Hier vertritt er die These, daß das religiöse Menschen- und Tieropfer als kollektivtherapeutische „Nachspielung“ realer kosmischer Katastrophen der Bronzezeit entstanden sei.

Aus diesem blutigen Akt des Nachspiels seien dann auch das Priesterkönigtum, die Götterbilder in Menschen- und Tiergestalt sowie die Entstehung der professionellen Künste abzuleiten. Nach dem Abklingen der großen Naturkatastrophen (Kometen, Sintflut) sei das blutige Opfer dann aber zunehmend als problematisch empfunden worden und nach und nach durch mildere (symbolische) Formen ersetzt worden. Die apokalyptische Grundidee des Opfers sei aber bis heute beibehalten worden, so daß es auch im Zuge vergleichsweise kleiner (etwa wirtschaftlicher) Krisen jederzeit wieder aktiviert werden könne. Lediglich die antiken Juden

Zusammen mit Otto Steiger:
Die Vernichtung der weisen Frauen, Erfstadt 2005.

Söhne und Weltmacht. Terror im Aufstieg und Fall der Nationen, Zürich 2003.

Lexikon der Völkermorde, Reinbek 1998.

Warum Auschwitz? Hitlers Plan und die Ratlosigkeit der Nachwelt, Reinbek bei Hamburg 1995.

Why was the Holocaust different from all other Genocides?, Bremen 1998.

Die Erschaffung der Götter. Das Opfer als Ursprung der Religion, Reinbek bei Hamburg 1997.

hätten dem Opfergedanken an einem bestimmten Punkt der Geschichte eine Absage erteilt und durch eine rationalere Liebes- und Lebensethik ersetzt („Du sollst nicht töten“, Feindesliebe). Dafür würden sie bis heute von den anderen – weiter opfernden – Völkern gehaßt, ein Haß, den Heinsohn aus der psychologischen Situation des Opfernden erklärt, der sich von einem Nicht-Mitopfernden beobachtet und beschämt und damit um den psychologisch-aussöhnenden Gewinn des Opfers betrogen fühlt.

Neben diesen Forschungen hat Heinsohn eine beachtliche Leidenschaft für chronologiekritische Fragestellungen entwickelt. In der letzten Ausgabe der ausschließlich auf archäologische Befunde gestützten Untersuchung *Wie alt ist das Menschengeschlecht?* schätzt er das Gesamtalter des Jetztmenschen auf weniger als 6.500 Jahre, eventuell lediglich 4.000 Jahre. Zahlreiche weitere Titel befassen sich mit chronologischen Revisionen in der Antike (ca. 500 Jahre Abzug von der offiziellen Chronologie) und des Mittelalters (ca. 300 Jahre Abzug). Diese Forschungen rufen beim unvoreingenommenen Betrachter vielleicht zunächst die größten Reserven hervor. Dennoch muß auch hier betont werden, daß Heinsohns Argumentation immer auf umfassender Kenntnis der einschlägigen Forschungsliteratur aufbaut und deren Schwachpunkte erbarmungslos ausleuchtet.

Ein fünftes Interessengebiet Heinsohns, der neben Soziologie auch in Wirtschaftswissenschaften promoviert ist, betrifft die Wirtschaftstheorie und -geschichte. In diesem Feld wendet er sich vehement gegen die vorherrschende (von allen Wirtschaftsnobelpreisträgern und allen gängigen ökonomischen Theorien geteilte) Auffassung von der Entstehung des Geldes und der Wirtschaft aus dem Tausch. In einem beeindruckenden Versuch zur historischen Rekonstruktion der Geldentstehung gelangt er zu der Auffassung, daß sie sich letztlich den gleichen bronzezeitlichen Großkatastrophen verdankt, wie das religiöse Opfer.

Nach einer gewaltigen Erschütterung der alten stammesgesellschaftlichen und feudalen Ordnungen durch Naturkatastrophen hätten sich erstmalig in der Geschichte die „Heroen“ der Antike zu einer Assoziation von prinzipiell gleichen, patriarchalischen Privateigentümern in der Polis zusammengeschlossen. Durch das verpfändbare Privateigentum sei das Geld als Schuldschein in die Welt gekommen und ebenso der Zins, als Risikoabsicherung des Schuldners und nicht primär als sein Profitinteresse. Im Bemühen um die Tilgung der Zinslast wird dann der Motor der Produktion und des wirtschaftlichen Fortschritts erblickt. Das System des „Kapitalismus“ mit seinen extremen Ungleichheiten sei demnach ursprünglich als System der Gleichheit angelegt gewesen, bei dem sich aber schnell herausstellte, daß die Privateigentümer eben unterschiedlich erfolgreich mit ihrem Pfund wucherten. Auf der Basis dieser Herleitung ist inzwischen eine eigenständige wirtschaftstheoretische Schule entstanden, die sogenannte Eigentumsökonomik.

Seine Kenntnis und ausdrückliche Kenntnisnahme der „sozialistisch“ motivierten Massenmorde und seine auf anthropologischem Realismus aufgebaute Wirtschafts- und Religionstheorie brachten Gunnar Heinsohn schon früh auf Distanz zu seinem „grünen“ akademischen Umfeld. In einem bemerkenswerten Essay aus den frühen achtziger Jahren macht er sich auf subtil-ätzende Weise über „die vielen hundert Millionen, die sich Sozialisten und Kommunisten *nennen*“ lustig.

Er stellt klar, daß die Mehrheit der revolutionären Maulhelden die „entfremdeten“ Arbeits- und Lebensbedingungen des modernen Großstadtlebens eigentlich ganz gut finden und keineswegs daran interessiert sind, in einer total unentfremdeten sozialistischen Gemeinschaft zu leben. Eine solche Gemeinschaft erblickt Heinsohn, der von 1976 bis 1978 in Israel gelebt hat, vor allem in den „freien Produzentenassoziationen“, wie sie in den Kibbutzim gestaltet sind. Die Opfer, die der Einzelne dort gegenüber dem modernen Stadtleben zu bringen hat – vor allem im Bereich der freien Gestaltung der Sexualität, der Leistungsbereitschaft und der unbeobachteten Privatsphäre, werden nicht beschönigt.

So resümiert er denn auch freimütig: „Für die meisten von uns bedeutet ‚Sozialismus‘ das Recht, den Kapitalismus zu analysieren, abscheulich finden und reformieren zu dürfen – kurz: Liberalismus.“

Wie alt ist das Menschengeschlecht? Stratigraphische Grundlegung der Paläoanthropologie und der Vorzeit, 4. korrigierte Auflage, Gräfelfing 2003.

Privateigentum, Patriarchat, Geldwirtschaft. Eine sozialtheoretische Rekonstruktion zur Antike, Frankfurt a.M. 1984.

Zusammen mit Otto Steiger: *Eigentumsökonomik*, 4., überarbeitete Auflage, Marburg 2006.

Wer will denn überhaupt Sozialismus?, in: *Die Linke neu denken. Acht Lockerungen*, Berlin 1984.

Das Kibbutz-Modell. Bestandsaufnahme einer alternativen Wirtschafts- und Lebensform nach sieben Jahrzehnten, Frankfurt a.M. 1982.

KAROLINGER VERLAG

Wien · Leipzig
Kutschnergasse 12/7 1180 Wien

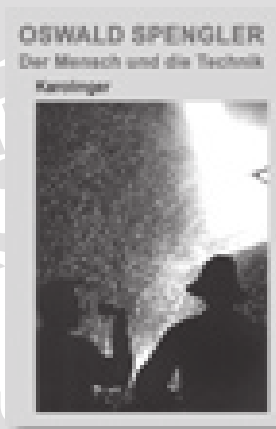


Lorenz Jäger:

**Das Hakenkreuz – Zeichen im Weltbürgerkrieg.
Eine Kulturgeschichte.**

240 Seiten, zahlreiche z. T. farbige Abbildungen,
Leinen mit Schutzumschlag, 26.90 €

„... Nur aus der agonalen Situation des Weltbürgerkrieges, in dem innerstaatlich-soziale, zwischenstaatlich-imperialistische und ethnische Konflikte sich bis zur Ununterscheidbarkeit überlagerten, verstehen wir die Geschichte des Hakenkreuzes.“
Lorenz Jäger



Oswald Spengler:

Der Mensch und die Technik / Pessimismus?

112 Seiten, broschiert, 12.90 €

Der Anlaß für unsere Präsentation zweier Schriften Spenglers aus den Jahren 1921 und 1931 ist der 70. Jahrestag seines Hingangs. Spengler, immer noch weltweit gelesen und weltweit erörtert, ist längst ein Klassiker – und damit ein höchst aktueller Denker. Deshalb sollten auch seine Schriften leicht erreichbar sein.



Nicolás Gómez Dávila:

Scholien zu einem inbegriffenen Text.

Aus dem Spanischen von Th. Knefeli und G.R. Siegl.
Erste vollständige deutsche Ausgabe.
600 Seiten, gebunden mit Schutzumschlag, 37.90 €

Das zentrale Werk des kolumbianischen Denkers Nicolás Gómez Dávila (1913–1994) war bisher in einer Auswahl unter dem Titel „Einsamkeiten“ in deutscher Übersetzung erschienen. Mit der vorliegenden Ausgabe erscheinen sie erstmals ungekürzt: das gesamte Scholien-Werk des Autors liegt nunmehr in unserem Verlag auf Deutsch vor.

Sand in den Augen

Ein Interview mit dem Soziologen und Wirtschaftswissenschaftler Prof. Dr. Dr. Gunnar Heinsohn, Raphael-Lemkin-Institut für Xenophobie- und Genozidforschung (Universität Bremen)

Herr Professor Heinsohn, wie sieht Deutschland in zwanzig Jahren aus, wenn die jetzige deutsche Jugend in der aktiven Lebensphase ist?

Heinsohn: Ich vermute, Deutschland wird leerer sein und seine Bevölkerung wird sich anders zusammensetzen als heute. Wenn Deutschlands derzeitige Einwohnerschaft von etwa achtzig Millionen zumindest quantitativ stabil bleiben soll, muß die Zahl der Einwanderer bis 2050 auf 700.000 jährlich steigen. Damit ließe sich das seit 1972 bestehende Geburtendefizit der Deutschen ausgleichen, rein quantitativ, wie gesagt: Über den Bildungsstand oder den Grad der Qualifizierung reden wir noch gar nicht. Und selbst bei einem stabilen Bevölkerungsvolumen von achtzig Millionen ist die Vergreisung auf ein Durchschnittsalter von 52 Jahren unvermeidlich.

Welche Rolle spielen die Zukunftsperspektiven in Deutschland für dieses Szenario?

Die mehr als fünfzig Prozent der Deutschen unter 32 Jahren, die heute von Auswanderung träumen, sind bei diesen Zahlen immer als Hierbleiber eingerechnet. Aber gerade diese Gruppe, unsere jungen Leute also, bemerkt mit wachsender Bestürzung, daß die Zukunft in Deutschland alles andere als rosig ist und daß es gute Gründe dafür gibt, dieses Land einfach

zu verlassen. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Es stimmt schon, daß in Zukunft immer weniger Einzahler in die Rentensysteme immer mehr Alte versorgen müssen. Auch der Staat kann bei einer ständig schrumpfenden Menge an Versicherungspflichtigen und Steuerbürgern nicht aushelfen. Nun heißt es, daß es für die jetzt Zwanzig- bis Fünfundvierzigjährigen immer noch die individuelle Vorsorge gebe und daß jeder, der zu den bisherigen Abgaben nur sieben Prozent seines Einkommens vernünftig anlege, mit seinen Erträgen als Rentner so gut leben könne wie die Mallorca-Alten von heute. Diese wundersame Lösung der anstehenden deutschen Rentnerarmut empfehlen die einschlägigen Lehrstuhlinhaber von Freiburg bis Kiel, hoch dotierte Politikberater und ganze Ministerrunden auf allen Kanälen. Wenn Sie jung sind, sollen Sie also Aktien kaufen, in Gebäude investieren, Staatspapiere erwerben oder Policen bei privaten Versicherungen unterschreiben. Aber nun kommen wir wieder zum Ausgangspunkt meiner Antwort zurück: Wer soll denn in dreißig Jahren plötzlich putzmunter in Fabriken arbeiten, wer soll Immobilien beziehen sowie Mieten und Steuern zahlen? Die Kinder der Ungeborenen von heute?

Nehmen wir einmal an, daß massive Zuwanderung tatsächlich eine Alternative wäre: Sie, Herr Professor, haben in der Vergangenheit gerade an der Qualität der Zuwanderer häufig Kritik geübt.

Heinsohn: Irgendwie hat Deutschlands Nomenklatura die demographische Ausweglosigkeit geahnt und zwischen 1991 und 2002 die Tore weiter aufgerissen als alle anderen. Dabei unterlief ihr aber eine fatale Gutmütigkeit. Von den zwölf Millionen hereingeströmten Leuten waren neunzig Prozent unqualifiziert. Da mit ihnen die Aufholjagd in den internationalen tertiären Sektor hinein nicht gelingen kann, führen sie lediglich zu einer Anhebung der deutschen Sockelarbeitslosigkeit von etwa einer halben auf über drei Millionen Menschen. Selbst für geringste Löhne sind sie nicht einsetzbar, weil Deutschland nicht durch eine Rückkehr in die Billigmassenproduktion seinen Platz in der Weltspitze verteidigen kann. Die Sozialkosten der Zuzügler liegen also höher als die von ihnen aufgebrauchten Steuern. Im Jahre 2005 leben über fünfundzwanzig Prozent der Ausländer aus den Kassen für Arbeitslose. Etwa 2.000 Euro jährlich muß jeder Steuerzahler für diese Migranten vom Unterhalt bis zur Kriminalitätsbekämpfung hinlegen. In der nachfolgenden Generation könnte dieser Anteil noch steigen, da vierzig Prozent der Ausländerkinder nur die Hauptschule besuchen und zwanzig Prozent ohne jeden Schulabschluß bleiben.

Die Söhne der ethnisierten Unterschichten werden in Zukunft wohl nicht nur die Sozialkassen belasten. Auch Gewalt und Kriminalität gehen in hohem Maße von ihnen aus.

Heinsohn: Richtig, aber dieses Problem ist hausgemacht. Das Anreizen von dritten oder gar fünften Kindern bei den Bildungsfernen führt zu einem sozialen Sprengsatz. Dies wurde zuerst in den USA begriffen. Dort stellten Kinder von *welfare mothers* zu Beginn der 1990er Jahre etwa fünfzehn Prozent des Nachwuchses. Die Söhne dieser Frauen verübten jedoch über fünfzig Prozent der jugendlichen Gewalttaten. Im Wahlkampf von 1992 erklärte deshalb Bill Clinton als Kandidat der Linken: „Wir machen Schluß mit der Sozialhilfe, wie wir sie kennen (*we end welfare as we know it*). Wir sagen zu den Hilfeempfängern: Ihr habt und ihr verdient die Möglichkeit, euch durch Ausbildung, Erziehung, medizinische Versorgung und öffentliche Kindererziehung zu befreien. Dann aber, soweit ihr dazu fähig seid, müßt ihr arbeiten. Denn Sozialhilfe dient als zweite Chance. Sie darf niemals zu einem Lebensstil werden. Genau darum geht es im neuen Gesellschaftsvertrag (*covenant*).“ Jeder weiß, daß Clinton vor allem afroamerikanische Frauen davon abbringen wollte, alle paar Jahre ein Kind zu bekommen, um ihren Anspruch auf Sozialhilfe zu verlängern. Rassisten schoben die überbordende Jugendgewalt auf die afrikanische Herkunft der Täter. Aber die Kriminologen konnten zeigen, daß es vor allem vaterlose Söhne sind, die bei den Verbrechen ganz vorne liegen.

Kann man das so simpel auf einen Faktor reduzieren?

Heinsohn: 1936 ermittelte Theodore Abel, daß unter den SA-Schlägern – er nennt sie Kämpfer-Marschierer – die Söhne von Kriegerwitwen des Ersten Weltkriegs überrepräsentiert sind. Der jüdische Soziologe aus New York hatte sich bei Goebbels persönlich die Erlaubnis zu seiner Recherche geholt. Schwarze und hispanische Jungen, die in intakten Familien aufwachsen, werden nicht häufiger kriminell als solche aus weißen Mittelschichtfamilien.

Seit dem 1. Januar 1997 kann eine amerikanische Mutter nicht mehr ein ganzes Leben lang Sozialhilfe beziehen, sondern maximal nur noch fünf Jahre. Sozialpolitiker der Clinton-Administration traten empört zurück. Sie wollten die hilflosesten und zugleich weiblichen Mitglieder der Gesellschaft nicht so unbarmherzig behandelt sehen. Auch sie erwiesen sich als Rassisten. Die schwarzen Mädchen Amerikas, die bis dahin mit 13 Jahren schwanger wurden, um als vierzehnjährige Mutter vom Staat zu leben, sind weder begriffsstutzig noch orientierungslos. Umgehend bedienten sie sich derselben Geburtenkontrolle wie die amerikanischen Karrierefrauen und suchten Arbeit. Zwischen 1996 und 2005 sank die Zahl der Sozialhilfeempfänger von 12,2 auf 4,5 Millionen, obwohl die Bevölkerung von 260 auf 300 Millionen zulegte.

Hat Clintons Modell Nachahmer gefunden?

Heinsohn: Das läge auf der Hand, aber schauen Sie sich Frankreich an. Frankreich betreibt heute am intensivsten das System, das Amerika 1997 abgeschafft hat. Wohl mehr als ein Drittel seiner Söhne entspringt einem Lebensstil, der nur für Frauen einen Lebensweg eröffnet. Die Frauen dieser Unterschicht arbeiten als Dienstpersonal für die Mittel- und Oberschicht, wodurch es auch für deren Frauen einfacher wird, ein oder zwei Zehntel Kinder mehr zu versorgen als etwa ihre Schwestern in Deutschland oder der Schweiz. Da das aber nur bei geringer Bezahlung der Köchinnen und Kindermädchen durchzuhalten ist, greifen diese mit hohen Geburtenzahlen höchst bereitwillig nach der staatlichen Familienfinanzierung. Aus zwei bescheidenen Geldquellen addiert sich ein erträgliches Einkommen. Wie seinerzeit in den amerikanischen Ghettos bleiben die französischen Söhne aber so unqualifiziert wie ihre Schwestern. Die Mädchen halten sich nicht nur deshalb aus den Randalen ihrer Brüder heraus, weil sie weiblich sind, sondern auch weil für sie eine Perspektive vorhanden ist. Ihre zahlreichen Brüder hingegen werden in einer *Hightech*-Nation keine akzeptablen Positionen erringen können und doch ebenfalls alles haben wollen. Dann gilt nun einmal: Beute, die man nicht festhalten kann, wird zerstört. Auch in Deutschland scheint man sich von kinderreichen Sozialhilfemüttern manches zu erhoffen. Zwischen 1965 und 2004 explodierte die Zahl der Kinder auf Sozialgeld von 160.000 auf 1,2 Millionen. Das sind genau die fünfzehn Prozent an allen Kindern, bei denen Clinton die Reißleine gezogen hat.

Sie haben vor kurzem angedeutet, daß es wohl erst „französischer“ bürgerkriegsähnlicher Erfahrungen bedürfe, bevor in Deutschland ein bevölkerungspolitisches Umdenken einsetzen werde – wenn überhaupt. Die potentiellen Bürgerkrieger aus den ethnisierten Unterschichten sind ja schon geboren. Was können die hiergebliebenen ethnisch deutschen Jungen der Mittel- und Oberschichten dagegen tun?

Heinsohn: Was können wehrlose, pazifistische Einzelkinder, also: einzige Söhne schon ausrichten? Allerdings ließe sich gegen die hausgemachte Unruhe schon etwas machen. In den *Hightech*-Nationen kann die einheimische Bevölkerungsplanung keine anderen Ziele verfolgen als die Einwanderungspolitik. Es müssen aber die richtigen Einwanderer kommen, die hochqualifizierten oder zumindest diejenigen, die sich qualifizieren lassen. Zudem muß sich die Geburtenrate der Deutschen dringend heben, wenigstens auf durchschnittlich zwei Kinder pro Frau.

Noch gibt es aber keine Anzeichen für eine solche bevölkerungspolitische Trendwende, und in Sachen Zuwanderung fischt Deutschland auch ziemlich wahllos. Kein Wunder, daß viele unserer Besten auswandern wollen – und mit offenen Armen empfangen werden. Sie haben gesagt, „wer



Eine Kette ist so stark wie ihr schwächstes Glied. Die Frage wird sein, welcher Polizist zuviel Habermas gelesen hat.

heute in Kontinentaleuropa jünger als vierzig ist und nicht alsbald den Weg nach Nordamerika findet, wird sich später nur selbst Vorwürfe machen können.“

Heinsohn: In 60 Staaten der Erde wird – teilweise seit Jahrzehnten – die Zahl von 2,1 Kindern pro Frauenleben nicht mehr erreicht. In der entwickelten Welt schaffen – neben Israel – nur die USA die Nettoerzeugung. Aber auch der Hegemon ächzt bereits unter einem Durchschnittsalter von 36 Jahren gegen das globale von 27 (mit Extremen von 15 für Gaza oder Uganda und 43 für Japan). Da eben nur innovative Technologien einen Platz in der Spitzengruppe von etwa 35 Nationen verbürgen, betreiben alle Führungsländer eine unerbittliche Konkurrenz um ihre besten Talente. Das Baltikum, der slawische Raum zwischen Oder und Wladiwostok, die europäischen Mittelmeeranrainer und der Balkan werden nach hohen Begabungsverlusten und nur noch 1,2 Geburten pro Frau zuerst kollabieren und dabei ihren Verteidigungswillen verlieren. Lediglich der Anglo-Raum (AUS/CDN/IRL/NZ/UK/USA) mit 430 Millionen Menschen (knapp sieben Prozent global) und der strengsten Eigentumslegalität auf 28 Millionen Quadratkilometern (gut achtzehn Prozent global) kann über das Einwerben der Besten aus dem Rest der Welt seine Alterung verlangsamen und sein Innovationspotential erhalten. Auch die Bundesrepublik gehört zum Ausschlagungsgebiet, aus dem die dynamischen, aber ebenfalls schrumpfenden Anglo-Territorien ihr Blut auffrischen. Für die Begabten aus Osteuropa und anderen Erdteilen gibt es dagegen wenig Anlaß, in die hiesigen 350.000 Quadratkilometer zu streben, wo sie selbst für den unwahrscheinlichen Fall liebevoller Aufnahme zusätzlich zu Muttersprache und Englisch Deutsch lernen und geringere Löhne akzeptieren müßten, weil sie als „Besserverdienender“ einer steuerlichen Sonderbehandlung zugeführt werden. Wie allein mit Zuzüglern aus Schwarzafrika und dem Islamgürtel ein Verbleiben Deutschlands in der ersten ökonomischen Liga gesichert werden kann, weiß auch noch niemand.

Den entwickelten Ländern droht nicht nur aus dem Geburtenschwund daheim Ungemach, sondern auch aus dem Geburtenüberschuß in der Dritten Welt. In diesem Zusammenhang haben Sie den Begriff des youth bulge in Deutschland eingeführt.

Heinsohn: Ein *youth bulge* bezeichnet die überproportionale Ausstülpung der Alterspyramide bei den Fünfzehn- bis Neunundzwanzigjährigen. Wenn der Anteil dieser Gruppe an der männlichen Gesamtbevölkerung die Dreißig-Prozent-Marke überschreitet, wird es kritisch. In der Regel

stehen für die überzähligen Söhne nicht in ausreichendem Maße gesellschaftlich akzeptable Positionen zur Verfügung. Niemand kann sie mit Posten versorgen, die ihrem Ehrgeiz, im Leben etwas zu erreichen, Genüge tun könnten. So bildet sich ein gefährlicher Sprengsatz aus „zornigen jungen Männern“. Allein der muslimische Raum konnte seit 1900 seine Bevölkerung von 140 Millionen auf 1,5 Milliarden hochtreiben. Im Jahr 2020 werden ihm dreißig Prozent aller weltweit kampffähigen Männer zur Verfügung stehen. Weltweit erreichen zwischen 2005 und 2020 insgesamt 700 Millionen junge Männer aus *youth bulge*-Nationen das traditionelle Kampfalter von 15 Jahren. Für 300 Millionen der jungen Männer



Der youth bulge hat in Deutschland schon längst kein deutsches Gesicht mehr. Nach der Schlacht ...

wird auf ein akzeptables Unterkommen daheim gehofft. Auf die zweite Hälfte bereitet man sich vor. Weil Kolonisation (Siedlung mit den jungen Frauen und Tötung oder Verknechtung des Restes) bisher unvorstellbar erscheint, bleiben die Islamisten bei heimischen Lösungen wie Gewaltkriminalität, Revolution, Bürgerkrieg, Fremdenvertreibung und Genozid. Fünfundneunzig Prozent ihrer Opfer sind andere Muslime. Zum Westen hin zeigt sich ihre Eroberungs-Unfähigkeit in der Beschränkung auf den Terror. Das könnte sich ändern, wenn eingreifende europäische Mächte nach maximal 1.000 und die USA nach maximal 10.000 Gefallenen abziehen.

Wie kann sich Deutschland gegen diesen Ansturm wappnen?

Heinsohn: Nur die Anglo-Welt dürfte militärisch stark genug sein, den Terror aus den *youth bulge* Nationen – bis zu seinem Abflauen durch Geburtenabfall nach 2020 – wenigstens in Schach zu halten. Da Prosperität und Sicherheit dabei vor allem von der Festung USA/Kanada erwartet wird, verbleiben in der EU (1,47 Kinder/Frau: Durchschnittsalter 40) in erster Linie wohl nur die bildungsfernen Schichten sowie die unruhigen Migranten aus Afrika und dem Islam.

Es sieht also düster aus. Sie selbst haben bereits das „Finis Germaniae“ verkündet, allerdings mit einem Fragezeichen versehen. Wenn die ökonomischen und demographischen Grundlagen wegbrechen, bleibt an sich nur noch das kulturelle Selbstbewußtsein übrig, aus dem heraus eine Erneuerung vielleicht einmal möglich ist. Ein Staatsethos in diesem Sinne als letzter Aktivposten? – Auch Ihnen kann es doch nicht ganz egal sein, ob es irgendwann noch Deutsche geben wird, die Heinsohn im Original lesen können.

Heinsohn: Meine zweite Heimat Polen hat im internationalen Vergleich ein sehr hohes nationales Selbstwertgefühl. Oft stand das Land auf Tod und Leben und ganz allein gegen Mongolen und Türken, gegen Russen und Deutsche. Es hat seine Besten für Europas Verteidigung gegeben und am Ende sogar die marxistischen Regime unterhöhlt. Dennoch sind von

den 38 Millionen Polen in gerade zwei Jahren eine Million der Aktivisten auf und davon. Auf Deutschlands Bevölkerung übertragen hätte man hier über 2 Millionen verloren. Gegangen sind aber nur 250.000. Man betet in Stolp und Lublin für die Rückkehr der Kinder. Aber warum soll ein Zwanzigjähriger, der zum erstenmal in seinem Leben intakte Länder kennenlernt, die ungeheuren ökologischen und ästhetischen Verheerungen seiner Heimat weiter aushalten. Zu seinen Lebzeiten lassen sich die grauenhaften urbanen Verwüstungen doch gar nicht mehr reparieren. Aber dort, wo er jetzt lebt, findet er neben den höheren Löhnen nicht nur anheimelnde Städte, sondern auch eine gezielte Einwanderungspolitik, die



... kommt die Plünderung.

ihn festhalten will. Ich habe eine achtjährige Polin erlebt, die schreiend in ihr Urlaubsland Österreich zurück wollte, als man ihr die mährischen Schlösser im heruntergekommenen Grenzgebiet des heutigen Tschechien zeigen wollte. Junge Westdeutsche haben diese Probleme kaum. Sie hängen an der Schönheit des Landes und seinen gepflegten Städten. Sie wissen überdies, daß sie zu Hause eher in die erstrebten Spitzenpositionen gelangen, als selbst im tolerantesten Angloland. Aber was hätten sie national? Welches Volk ist von der Geschichte totaler widerlegt worden? Mit anderen Worten: Welches Volk könnte mit weniger Selbstbewußtsein um seine Zukunft kämpfen?

Was werden Sie selbst in zwanzig Jahren machen? Werden Sie in Bremen bleiben, dessen heutige einundvierzig Prozent ethnisierte Unterschichtkinder dann dort wählen dürfen?

Heinsohn: Mein binationaler Nachwuchs liebt jetzt die Ostsee, beobachtet aber genau, wie sich halbe Abiturklassen mit intensiven Englischkursen auf das Weggehen vorbereiten. Möglich, daß ich von daher noch einmal einen größeren Schritt machen muß. Ich bin an Deutschland gewöhnt und habe Bewunderung für Jerusalem. Am meisten Liebe gibt es für mich in Danzig, am besten geklappt aber hat es immer in Toronto, wo man die größte kostenlose Präsenzbibliothek der Welt rund um die Uhr frequentieren kann.

Das heißt also, daß auch Sie Deutschland aufgeben, um dorthin zu gehen, wo man noch nachts um drei in einer Bibliothek sitzen kann? Oder, anders gefragt: Wann und wofür lohnt es sich zu kämpfen? Oder nochmals anders: Ist der individuelle Rückzug das Leitbild der nächsten Jahrzehnte?

Heinsohn: Vielleicht macht mich das Flüchtlingsschicksal, das mir seit meinem ersten Geburtstag selbstverständlich ist, zu wenig einfühlsam für den Zauber der Heimat. Bei anderen spüre ich den aber sehr wohl. Ich respektiere ihn nicht nur, sondern bin glücklich, wenn man mich daran teilhaben läßt.

Wer ist ein gebildeter Mensch?

von Robert Spaemann

Gebildete Menschen sind nicht nützlicher als ungebildete und ihre Karrierechancen sind nicht besser. Die öffentlichen Schulen sind nicht daran interessiert, gebildete Menschen hervorzubringen. Für gebildete Menschen ist das kein Einwand. Warum nicht? Was ist ein gebildeter Mensch?

1. Ein gebildeter Mensch hat den animalischen Egozentrismus hinter sich gelassen. Zunächst ist ja jeder von uns im Mittelpunkt seiner Welt. Er setzt alles Begegnende zur „Umwelt“ herab und stattet es mit Bedeutsamkeiten aus, die die eigene Bedürfnisnatur widerspiegeln. Der Gebildete hat begonnen, die Wirklichkeit als sie selbst wahrzunehmen. Bilden heißt objektive Interessen wecken, sich bilden heißt „sich objektiv machen“. So schreibt Goethe: „Sich mitteilen ist Natur. Mitgeteiltes auffassen wie es gegeben ist, ist Bildung.“ Etwas „auffassen, wie es gegeben ist“, setzt voraus, daß wir wissen: es gibt außer uns noch andere Mittelpunkte der Welt und andere Perspektiven auf sie. Andere sind nicht nur Teil meiner Welt, ich bin auch Teil der ihren. Gebildet ist, wen es interessiert, wie die Welt aus anderen Augen aussieht, und wer gelernt hat, das eigene Blickfeld auf diese Weise zu erweitern.

2. Ein gebildeter Mensch ist im Stande, dies bewußt zu tun. Sein Selbstwertgefühl leidet nicht darunter, sondern wächst damit zugleich. Der Ungebildete nimmt sich selbst sehr ernst und sehr wichtig, aber sein Selbstwertgefühl, seine Selbstachtung ist gleichzeitig häufig gering. Der Gebildete weiß, daß er nur „auch einer“ ist. Er nimmt sich nicht sehr ernst und nicht sehr wichtig. Aber da er sein Selbstwertgefühl nicht aus dem Vergleich mit anderen bezieht, hat er ein ausgeprägtes Gefühl für seinen eigenen Wert. Selbstrelativierung und Selbstachtung sind für ihn kein Widerspruch. Überhaupt ist diese Paradoxie kennzeichnend für sein Weltverhältnis. Fast nichts ist für ihn ohne Interesse, aber nur sehr wenig wirklich wichtig.

3. Das Wissen des gebildeten Menschen ist strukturiert. Was er weiß, hängt miteinander zusammen. Und wo es nicht zusammenhängt, da versucht er einen Zusammenhang herzustellen, oder wenigstens zu verstehen, warum dies schwer gelingt. Er lebt nicht so in verschiedenen Welten, daß er bewußtlos von der einen in die andere hinübergleitet. Er kann verschiedene Rollen spielen, aber es ist immer er, der sie spielt.

4. Der gebildete Mensch spricht eine differenzierte, nuancenreiche Umgangssprache. Er beherrscht oft eine Wissenschaftssprache, aber er wird von ihr nicht beherrscht und braucht wissenschaftliche Terminologie nicht als Krücke in der Lebensorientierung und in der Verständigung mit anderen. Er sagt: „Ich möchte“ oder „Ich will“ und nicht: „Ich bin motiviert.“ Vor allem meidet er den psychologischen Jargon. Psychologie – wie jede Wissenschaft – handelt von Bedingungsbeziehungen. Sie ist wesentlich passivisch. Spontaneität ist für sie trotz gegenteiliger Beteuerungen kein Gegenstand. Wessen Lebenswelt so sehr wissenschaftlich kolonialisiert ist, daß er sich nicht traut, einfache Sachverhalte einfach auszudrücken und zu sagen wie ihm zumute ist, der ist nicht gebildet. Und auch der ist es nicht, der, sobald er die Krücke der wissenschaftlichen Terminologie fallen läßt, in den erhabenen oder in den ordinären Ton fällt.

5. Der gebildete Mensch zeichnet sich aus durch Genußfähigkeit und Konsumdistanz. Schon Epikur wußte, daß beides eng zusammenhängt. Wer sich wirklich freuen kann an dem, was die Wirklichkeit ihm darbietet, braucht nicht viel davon. Und wer mit wenigem auskommt, hat die größere Sicherheit, daß es ihm selten an etwas fehlen wird. Die Abwesenheit einer „Naßzelle“ kann denjenigen nicht empören, der weiß, daß Goethe und Nicolaus Cusanus keine solche hatten, Menschen, deren Umgang er dem vieler seiner naßzellenbesitzenden Zeitgenossen vorziehen würde.



Ambiente der Bildung: Bibliothek des Kronprinzen im Schloß Cecilienhof in Potsdam, vor 1918

6. Der gebildete Mensch kann sich mit etwas identifizieren, ohne naiv oder blind zu sein. Er kann sich identifizieren mit Freunden, ohne deren Fehler zu leugnen. Er kann sein Vaterland lieben, ohne die Vaterländer anderer Menschen zu verachten, vor allem diejenigen Vaterländer, die ebenfalls von ihren Bürgern geliebt werden. Das Fremde ist ihm eine Bereicherung, ohne die er nicht leben möchte, kein Grund, sich des Eigenen zu schämen. Identifikation bedeutet für ihn nicht Abgrenzung, sondern „Oikeiosis“, Anverwandlung. Und wenn die christliche Liturgie in der Osternacht davon spricht, daß Gott „unsere Väter, die Kinder Israels in dieser Nacht trockenen Fußes durch das Rote Meer geführt hat“, so fällt es ihm weder schwer „unsere Väter“ noch „in dieser Nacht“ zu sagen. Biologische Kontinuität ist für ihn nicht eine Bedingung der Identifikation.

7. Der gebildete Mensch kann bewundern, sich begeistern, ohne Angst, sich etwas zu vergeben. Insofern ist er das genaue Gegenteil des Resentimenttyps, von dem Nietzsche spricht, des Typs, der alles klein machen muß, um sich selbst nicht zu klein vorzukommen. Er kann neidlos Vorzüge bewundern und sich an ihnen freuen, die er selbst nicht besitzt. Denn er zieht sein Selbstwertgefühl nicht aus dem Vergleich mit anderen. So fürchtet er auch nicht, durch Dankbarkeit in Abhängigkeit zu geraten. Ja, er hat nicht einmal etwas gegen Abhängigkeit von Menschen, denen er vertraut. Er zieht das Risiko, von seinen Freunden enttäuscht zu werden, der Niedertracht vor, ihnen zu mißtrauen.

8. Der gebildete Mensch scheut sich nicht zu werten, und er hält Werturteile für mehr als für den Ausdruck subjektiver Befindlichkeit. Er beansprucht für seine eigenen Werturteile objektive Geltung. Gerade deshalb ist er auch bereit, sie zu korrigieren. Denn was keine objektive Geltung beansprucht, braucht auch nicht korrigiert zu werden. Der gebildete Mensch hält sich für wahrheitsfähig, aber nicht für unfehlbar. Kant hielt ästhetische Urteile für ebenso objektiv gültig wie unbeweisbar. Gebildete Menschen haben im

Umgang mit der Welt genügend Unterscheidungsvermögen entwickelt, um sich Qualitätsurteile zuzutrauen. Sie wissen, daß es Kunstwerke gibt, die bedeutender sind als andere, und Menschen, die besser sind als andere. Und wenn sie das auch nicht beweisen können, so zeigt sich doch, daß gebildete Menschen zu einer zwanglosen, unwillkürlichen Übereinstimmung in den meisten dieser Urteile kommen.

9. Der gebildete Mensch weiß, daß Bildung nicht das Wichtigste ist. Ein gebildeter Mensch kann sehr wohl zum Verräter werden. Die innere Distanz, die ihn auszeichnet, macht ihm den Verrat sogar leichter als anderen Menschen. Bildung schafft eine menschenwürdige Normalität. Sie bereitet nicht auf den Ernstfall vor und entscheidet nicht über ihn. Schiller unterschied zwischen der „moralischen“ und der „vollen anthropologischen Schätzung“. Jemand kann ein wohlgeratener Mensch sein und doch der Versuchung unterliegen, wortbrüchig zu werden. Jemand kann ein kümmerlicher Mensch oder ein Schlawiner sein und im entscheidenden Augenblick anständig bleiben und seinen Mitmenschen nicht im Stich lassen. Nicht jeder, der in Ausnahmesituationen sittlich handelt, macht dabei im übrigen eine gute Figur.

Der Gebildete hat eine Abneigung dagegen, das Gute mit Schweiß auf der Stirn zu tun. Manchmal sieht das Gute nicht mehr schön aus, und da schreckt er leicht zurück. Wirklich gebildet ist nur der, der dies weiß. Und wenn er schon selbst sich nicht die Hand abhackt und das Auge ausreißt, um ins Himmelreich einzugehen, so schätzt er den, der dies tut, doch nicht geringer ein als den, der mit heilen Gliedmaßen zur Hölle fährt.

10. Es gibt aber einen Punkt, da kommen Gebildetsein und Gutsein zwanglos überein. Der gebildete Mensch liebt die Freundschaft, vor allem die Freundschaft mit anderen gebildeten Menschen. Gebildete Menschen haben aneinander Freude, wie Aristoteles sagt. Überhaupt haben sie mehr Freude als andere. Und das ist es, weshalb es sich – unabhängig von den Zufälligkeiten gesellschaftlicher Wertschätzung – lohnt, ein gebildeter Mensch zu sein.

Erziehungsdebakel und Systemfrage

von Götz Kubitschek

Die These lautet: Wer über den Erziehungsbankrott in Deutschland ernsthaft nachdenkt, muß irgendwann die Frage stellen, inwiefern eine von der Geschichte widerlegte Nation überhaupt noch erziehen kann. Wenn er diese Frage nicht stellt, hat er nicht gründlich nachgedacht.

Diese These soll die folgenden, knappen Bemerkungen über Bernhard Buebs Streitschrift *Lob der Disziplin* grundieren. Sie ist eben im List-Verlag erschienen (176 Seiten, gebunden, 18.00 €) und schickt sich an, die 874. Bildungsdebatte nach Hitler auszulösen. Bernhard Bueb leitete von 1974 bis 2005 die Internatsschule Schloß Salem in Oberschwaben. Wenn man das Büchlein liest, das Bueb jetzt gegen die ganzen GEW-Lehrer verteidigen muß, erkennt man, daß sich da einer von seinem Selbstverständnis her gegen die Abschaffung des Erziehens und der als konservativ bezeichneten Erziehungsmittel durch die Generation der Achtundsechziger wendet und dies vielleicht schon seit dreißig Jahren tut. Die Kapitel seiner „Streitschrift“ (so der Untertitel) lauten etwa: „Mut zur Erziehung“, „Disziplin wirkt heilend“, „Man muss nicht immer über alles diskutieren“ und „Unordnung bringt frühes Leid“. Und Theodor Fontane, Preuße *par excellence*, steuert das Motto bei: „Freiheit freilich. Aber zum Schlimmen/Führt der Masse sich selbst Bestimmen./Und das Klügste, das Beste, Bequemste/Das auch freien Seelen weitaus Genehmste/Heißt doch schließlich, ich hab's nicht Hehl:/Festes Gesetz und fester Befehl.“

Alles, was Bueb im Kielwasser dieses Vorderspruchs ausführt und mit reichlich Beispielen aus dem Salemer Schulalltag veranschaulicht, muß selbst in den Ohren eines harmoniesüchtigen Beschwichtigungskonservativen aus den Reihen der Oettinger-Rüttgers-Beust-CDU wie die Zusammenfassung von Selbstverständlichkeiten klingen. Von Ordnungsrahmen, Führung und einer „Unschuld im Verhältnis zur Macht“

ist da die Rede, von Gehorsam und Strafe und einem Ende der Diskussionen mit denen, die ganz naturgegeben unfertig vor den Erwachsenen stehen und der liebenden Strenge dort zu folgen gerne bereit sind, wo sich natürliche Autorität mit Fachkompetenz paart. Bueb zieht gegen den Fernseher als dem größten Feind der Kreativität, des Spiels und der Selbstüberwindung zu Felde. Es ist fein, daß das mal einer sagt, der breites Gehör finden wird – weil er eine Eliteschule leitete und weil die Zeit danach ist: Eine Menge Leute, die um die Zukunftschancen ihres Nachwuchses bangen, werden vom Schulleiter Bueb und seinem durch seine Führung geeichten Kollegium begierig hören wollen, wie man mit Kindern vom Zuschnitt „Ich.Alles.Sofort“ fertig werden kann.

Bereits auf dem Schutzumschlag von Buebs Streitschrift steht also der Begriff, der für den Erziehungserfolg von zentraler Bedeutung ist: Disziplin. Das ist nun ein Wort, das mächtig nach Militär klingt und in der Nähe des Dienens steht: Disziplin bedeutet, den Auftrag oder eine grundsätzliche Haltung über die Bedürfnisse der eigenen Person zu stellen. Ein disziplinierter Mensch hört nicht auf innere Stimmen, die ihm sagen, er solle sich gehen und eine Aufgabe eine Aufgabe sein lassen. Nur ein disziplinierter Mensch erledigt unabhängig von irgendwelchen Stimmungen das, was er tun soll, und zwar auf gleichbleibend hohem Niveau. Tagesformen machen sich dann nur innerhalb einer tragbaren Bandbreite bemerkbar, und vor allem hängt die Leistung nicht davon ab, ob ständig einer bettelnd oder mit der Knute hinter dem Schüler steht.

Konsequent steht deshalb neben Buebs Lob der Disziplin eine Beschreibung des Begriffs „Freiheit“, die wie selbstverständlich an die Formel von der „Freiheit in Bindung“ erinnert. „Wir sind der verführerischen Meinung erlegen, daß Jugendliche Freiheit erwerben, wenn man

ihnen früh Freiheit gewährt. Freiheit ist aber die späte Frucht von langwierigen Perioden der Selbstüberwindung, der mühsamen Umwandlung von Disziplin in Selbstdisziplin. Freiheit ist kein Zustand, den man gewährt.“ Und weiter: „Auch ich habe lange an eine Erziehung zur Demokratie durch frühe Demokratisierung der Schüler geglaubt. Inzwischen vertrete ich die Auffassung, daß Internate wie Salem mit einer demokratischen Schülermitverwaltung unregierbar sind.“

Solche Sätze nähern sich der oben angesprochenen These. Sie sagen ja nichts anderes aus, als daß der kind- und jugendgemäße Erziehungsraum kein Abbild der deutschen Besiegten-Wirklichkeit (FDGO) sein darf, wenn die Erziehung erfolgreich sein soll. Nach Bueb liegt der zentrale Auftrag aller Erziehung darin, den Glauben junger Menschen an sich selbst zu stärken, keinesfalls aber darin, so etwas wie eine Schweinchen-Schlau-Mentalität zu fördern. Das in Deutschland übliche System der frühen Demokratisierung mittels gewählter Schülermitverwaltung bewirke aber genau dies: Es „produziert eine Ge-



Von Selbstzweifeln frei: Magister Bokelmann spannt den Schutzraum auf

werkschaftsmentalität, es fördert Egoismus und Spaßhaltung. Die Schüler lernen Politik als die Kunst, ihre Rechte, ihre Vorteile, ihre Freiheiten und ihre Bequemlichkeiten durchzusetzen.“

Bueb wuchert mit dem Pfund seiner jahrzehntelangen pädagogischen Alltagserfahrung, wenn er den demokratischen Elementen der Schülerbeteiligung an der Schulorganisation ihre Zweckdienlichkeit abspricht. Er verweist geradezu neidisch auf angelsächsische Internatsgewohnheiten, bei denen durch Ernennung und Auszeichnung von oben eine sinnvolle Hierarchisierung der Schülerschaft erreicht, ein Ordnungsrahmen gesetzt wird: Es gibt dann privilegierte Schüler, die eine qua Leistung und Charakter legitimierte Position zwischen den Lehrern und ihren Mitschülern einnehmen dürfen, die dabei aber bestimmte Gemeinschaftsaufgaben übernehmen und die relative Distanz zu ihren Altersgenossen ertragen müssen. Wie gesagt: Diese Schüler werden nicht gewählt, sondern eingesetzt und durch diesen Akt mit einer bestimmten

Würde versehen. Vor allem aber sind sie nicht denen verpflichtet, die sie wählten, sondern der Idee eines Amtes, das ihnen verliehen wurde.

Der Schutzraum, den Bueb in der Tradition vieler erfahrener Pädagogen über seinen Zöglingen aufspannen möchte, geht vom Unfertigen, Unmündigen des Kindes und des Jugendlichen aus. Die Streitschrift wird dort gesellschaftspolitisch, wo Bueb der heutigen Restfamilie (Einzelkind oder alleinerziehend) die Fähigkeit abspricht, einen solchen Schutzraum überhaupt noch gewähren zu können. Bueb fordert dort die Ganztagschule, wo keine Internatserziehung möglich ist. Solche Überlegungen haben ihren Grund in der Überzeugung, daß die meisten Eltern (also vermeintlich mündige Bürger) ihre Kinder vor den schädlichen Einflüssen unserer Lebenswirklichkeit nicht mehr schützen können: aggressive Werbung, radikaler Konsumkapitalismus, sozialtherapeutische Atmosphäre bei gleichzeitiger innerer Verwahrlosung, Wertnihilismus, Egoismus. Bueb argumentiert also aus blanker pädagogischer Not, weil er es mit einer selbst bereits unerzogenen Elternschaft zu tun hat, die nun ihrerseits vollends außerstande ist, den jetzt schon wiederholt erwähnten erzieherischen Schutzraum für ihre Kinder zu errichten.

In der Konsequenz heißt das: Bueb möchte eine ganze Generation überspringen, er möchte ihr die Kinder nehmen, weil er ihr in Sachen Erziehung nichts zutraut. Woher möchte er aber die Lehrer für einen solchen Neuanfang nehmen? Auch sie sind Kinder einer Gesellschaftsordnung, die „von einer Substanz an Sinn, Legitimität und Ethos zehrt, die von ihr nicht hervorgebracht wurde und die sie auch nicht bewahren kann, sondern vielmehr im Zuge ihrer eigenen Entfaltung sukzessive dem Abbau und Verschleiß überantwortet.“ So drückte das 1974 Gerd-Klaus Kaltenbrunner aus, der in dem Band *Klassenkampf und Bildungsreform* in der von ihm herausgegebenen Herderbücherei INITIATIVE überhaupt bereits alles versammelte, was es zu diesem Thema zu sagen gibt. Viel deutlicher als Bueb gibt Kaltenbrunner der Achtundsechziger-Generation nicht die Schuld am Erziehungs- und Bildungsdebakel, das damals schon durchbrach: „Sie ist nicht das Werk kommunistischer Verschwörer, sondern eine Konsequenz jahrzehntelangen bürgerlich-liberalen Sturmlaufs gegen Autorität, Geschichte und Disziplin, eines im Grunde sowohl transzendenz- als auch politikfeindlichen Individualismus, der aus der Deckung des Grundgesetzes die Deutschen von ihrer vielgeschmähten Untertanenmentalität zu kurieren unternahm.“

Damit ist die These vom Anfang wieder eingeholt und die Frage zwar noch nicht beantwortet, aber dringlicher gestellt. Jedoch liegt eine Antwort nahe: Deutschland wird einen großen Teil seines ohnehin spärlichen Nachwuchses im Stich lassen. Wer Geld und Überzeugungen oder bloß letzteres hat, wird Internate und Privatschulen für seine Kinder wählen und dort den notwendigen demokratiefreien Raum aufspannen lassen.

Nichts mehr zu verlieren, das aber lustvoll: Fünfzig Jahre BRAVO

von Ellen Kositzka

Im Rahmen der allseitigen Geburtstagsgrüße, die Europas größter Jugendzeitschrift *Bravo* anlässlich ihres fünfzigsten „Wiegenfestes“ entgegenbrachten, weisen Journalisten gern schmunzelnd auf die ach so spießigen Aufwallungen damaliger Sitten- und Kulturwächter hin, deren Agitation gegen „jugendgefährdende Inhalte“ sich noch bis in die längst durch und durch aufgeklärten siebziger Jahre hingezogen hatte. Die Bardot in Netzstrumpfhosen und Mieder als erster „Starschnitt“ zum Zusammenbasteln in *Lebensgröße* (1959), die Erwähnung lesbischer Liebe und eine moralinfreie Aufklärung über Masturbation (1972) – harmlos erscheinen in den Augen der nachgeborenen Leser die Themen und verklemmt die Stellungnahme der Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften: sozialethische Verwirrung! Wie darf man heute darüber lachen!

Siebenundneunzig Prozent der Deutschen ist „Dr. Sommer“ ein Begriff, ein Gutteil darunter erhielt über dessen Alias Dr. Martin Goldstein sexuellen Aufklärungsunterricht und hatte sich selbst dabei meist als Spätzünder einzuordnen. Wo Vierzehnjährige ihre Verzweiflung am ordnungsgemäßen Gebrauch eines Diaphragmas beschrieben und Fünfzehnjährige über Orgasmusprobleme klagten, kam sich mancher Leser hoffnungslos zurückgeblieben vor.

Dabei kam die *Bravo* lange Jahre ohne jene Rubrik „Liebe, Sex und Zärtlichkeit“ aus, die erst in den späten Sechzigern (mit dem vielsagenden Titel „Liebe ohne Geheimnis“) ans Eingemachte ging. Ein Drittel der Leserschaft war damals über fünfundzwanzig Jahre alt, während bald – und bis heute – die Zwölf- bis Sechzehnjährigen die Hauptzielgruppe darstellten. Die ersten Jahre des Flatterheftchens, das zunächst noch unter dem biedereren Titel „Die Zeitschrift mit dem jungen Herzen“ – Kostenfaktor: fünfzig

Pfennig – firmierte, standen sexfrei im Zeichen der Amerikanisierung. Der Tübinger Kulturwissenschaftler Kaspar Maase beschreibt im Jubiläumskatalog *50 Jahre Bravo* eindrücklich – wenngleich affirmativ, diente der Zweck der Übung doch der überfälligen Demokratisierung – jene Amerikanisierungsoffensive, die das Heft in seinen Anfangsjahren betrieb (und heute, angesichts einer globalisierten deutschen Jugend längst nicht mehr explizit herausstellen muß). Die Auflage jener Bildzeitungsvorstufe wuchs seinerzeit von 30.000 Exemplaren der Erstausgabe auf über eine halbe Million im Jahre 1959; 1980 zählte das Blatt über 1,5 Millionen Käufer. Denen wurde unter der Ägide von Chefredakteur Peter H. Boenisch – später *Bild*-Chef, letztjährig verstorben, unter Hinterlassenschaft zweier Kinder übrigens, denen das Bravo-Alter noch bevorsteht – der coole US-Boy als Gegenbild zum habituell klemmigen Bundesbürger, der ja eigentlich nur Nazi-Sohn war, anempfohlen. „Bravo gab gängigen Stereotypen vom amerikanischen und deutschen Nationalcharakter eine spezifische Wendung“, schreibt Maase unter beredten illustratorischen Verweisen. „Viele Texte spielten auf folgendes Muster an: Drüben war man souverän, lässig, zivil – hierzulande ordnungsfixiert, zackig militaristisch.“ Gerade die Lässigkeit, sich in Kleidung, Gestus und Sprache ausdrückend, entwickelte sich damals zu einer Art „Basisqualität, die den ‚modernen‘ Jungen auszeichnete (...) Was Bravo hinzufügte, war die geradezu penetrante Abwertung des Gegenbildes, des Zackigen, als überholt und deutsch-militaristisch-lächerlich.“ Beispielhaft deutlich wird dies an einem Artikel über Marlon Brando, der im US-Kriegsfilm *Die Löwin* einen Wehrmachtsoffizier spielte. Rhetorisch die Frage, die gestellt wird, suggestiv die Antwort: „Ob es stimmt, daß Brando sich in der deutschen

Wehrmachtsuniform so wohl gefühlt hat, daß er sie gar nicht mehr ausziehen wollte? Keine Spur. Marlon ist ein so salopper Zivilist, daß er sich grundsätzlich in keiner Uniform wohlfühlt. Hier der Beweis: Ganz lässig, mit Pullover und weichem Hut kommt Marlon zu den Aufnahmen.“ So und ähnlich verfuhr die metapolitische Schiene der bis heute generell unpolitischen *Bravo* mit der damals noch nicht restlos desavouierten soldatischen Prägung deutscher Männlichkeit.

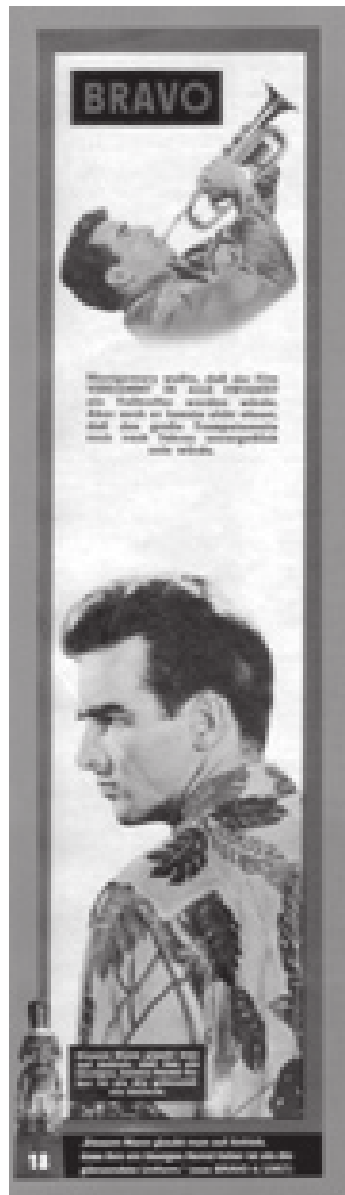
Der forcierten Amerikanisierung folgte die Frühsexualisierung. 1969 enthielt man sich noch pornographischen Anwendungen und fand Formulierungen, die heute selbst in Schulbüchern deutlich lässiger formuliert werden: „Es muß eine seelische Beziehung bestehen, bevor sich zwei Menschen bereitfinden, eine so enge körperliche Berührung zu vollziehen, wie sie der Geschlechtsakt darstellt. Der Mensch hat die rein biologische Instinkthandlung veredelt und sie einem höheren Zweck als nur dem der Arterhaltung unterworfen.“ Den heutigen Sexpädagogen der *Bravo* dürfte solche Definition überkommenes Pipapo sein. In der aktuellen *online*-Ausgabe etwa werden den kindlichen Lesern „scharfe Tips: Intimrasur für Girls“ dargeboten sowie eine Erläuterung jener Vorteile, die ein *one night stand* mit sich bringen könne: „Es kann Spaß machen, einen fremden Körper zu erforschen. Und weil man dabei nichts zu verlieren hat, kann man sich und seine Lust ganz unverkrampft ausprobieren.“

Das dicke, bunte *Bravo*-Geburtsbuch, herausgegeben unter der Ägide des berufsmäßigen Jugendverstehers Klaus Farin vom Berliner Archiv für Jugendkulturen, liefert durch den Abdruck von Ausschnitten vergangener Zeitungsjahrzehnte ein ebenso belustigendes wie bedrückendes, in jedem Fall aber vielsagendes Photoalbum dessen, wozu der Euphemismus „Jugend“ seit den Sechzigern verkommen ist. In ihrer Doppelfunktion als Vor- und Spiegelbild dessen, was als „angesagt“ zu betrachten ist – von Klingeltönen fürs Telefon über Genitalmoden bis hin zu möglichst coolen Verhaltensmustern – stellt sich die *Bravo* beinahe seit Beginn ihres Erscheinens als papiernes *role model* für ganze Generationen von Heranwachsenden dar. Lange bevor das Kabelfernsehen mit ganztägiger Rundumbespaßung fragwürdigen Inhalts den Platz als „heimlicher Erzieher“ in Kontrast zu elterlicher Autorität einnehmen konnte, hatte *Bravo* die Zersetzung als überkommen empfundener Wertvorstellungen eingeleitet. Die Bundesprüfstelle für jugendgefährdende Schriften

argumentierte 1972 übrigens wie folgt: „(...) Das entwicklungsbedingte Bedürfnis dieser Altersstufe (zwölf bis sechzehn Jahre), sich mit Vorbildern zu identifizieren, wird durch einen penetranten Starkult geradezu ausbeuterisch dazu benutzt, direkt oder indirekt Bedürfnisse in den Jugendlichen zu wecken, die sie zu kritiklosen Konsumenten machen oder in eine Traumwelt führen, die für ihr eigenes Leben niemals erreichbar sein könnte. Die Darstellung angeblicher Vorlieben oder Gewohnheiten der systematisch aufgebauten Stars muß auch bei ihren Fans ähnliche Bedürfnisse wecken oder schon sehr früh zu Frustration und Mutlosigkeit führen, die eine Auseinandersetzung mit der eigenen Welt unmöglich machen. Diese eigene Welt wird überhaupt nicht erwähnt, bedeutet sie doch entweder Schule oder Lehrstelle – beides Institutionen, die Pflichten mit sich bringen und nicht singend oder Musik hörend allein durchlaufen werden können. (...) So wird allmählich die für pubertierende Jugendliche wichtige Frage: Wer bin ich eigentlich umgemünzt in die Frage: Wie ähnlich bin ich meinem Star?“ An der normativen Wirkmächtigkeit der *Bravo* ändere sich selbst dann nichts, „wenn Jugendliche die gebotenen Schablonen als billigen

Kintopp durchschauen. Sie behalten dennoch ihren Wert für die Formulierung persönlicher Lustansprüche, Partnerideale, Lebensinhalt und Lebensstil.“ Den freizügigen Sexreportagen wird bescheinigt, „ausgesprochenen Aufforderungscharakter“ zu haben, hier werde „wieder eine Traumwelt der (Schein)befriedigungen, die sehr leicht zu haben sind, angeboten. Recht und Lust auf Befriedigung hat jeder“, so umschreibt die Prüfstelle den Grundton der dargebotenen Aufklärung, „erlaubt ist alles, wenn es vor allem bequem ist, keine weiteren Umstände macht (...)“. Dem ist auch aus heutiger Sicht wenig hinzuzufügen. In verantwortungsbewußten Elternhäusern hatte die *Bravo* nie ihren Platz. Jugendliche Unterscheidungsbedürfnisse und hormonelle Entwicklungsschübe pflegten hier mit höherem Anspruch kanalisiert zu werden.

Im neuen Jahrtausend übrigens verkauft sich die *Bravo* schlecht wie nie. Die verkauften Exemplare haben sich während des vergangenen Jahres auf unter 500.000 eingependelt. Über die „Jugend von heute“ sagt das wenig aus. Andere Blätter von ähnlichem Format stehen zur Auswahl, Marktführer bleibt unangefochten *Bravo*. Und die hat ihre Ziele ja längst,



Jugend in der DDR – War nicht alles schlecht?

von Erik Lehnert

Während „Jugend“ traditionell als Entwicklungsstadium auf dem Weg zur vollen Verantwortlichkeit des Erwachsenen galt und sie heute den paradisiisch erhöhten Zustand alternder Gesellschaften bildet, hatte sie in der Deutschen Demokratischen Republik (DDR) einen konkreten Auftrag. Ein Jugendgesetz regelte dazu nicht den Schutz der Jugend vor verderblichen Einflüssen, sondern wies ihr einen Platz im Kampf der Arbeiterklasse zu. Erziehungsziel war es, „alle jungen Menschen zu Staatsbürgern zu erziehen, die den Ideen des Sozialismus treu ergeben sind, als Patrioten und Internationalisten denken und handeln, den Sozialismus stärken und gegen alle Feinde zuverlässig schützen.“ Dabei wurde Wert auf die Feststellung gelegt, daß die Jugend, unter Leitung ihrer „Kampforganisation“, der Freien Deutschen Jugend (FDJ), dieses Gesetz selbst ausgearbeitet habe. Dieses Selbstlob war ein, für jeden durchschaubarer, Euphemismus, da die Führung der FDJ aus Berufsjugendlichen bestand, die dem Jugendalter eher fernstanden. Klar war damit aber auch, daß es jenseits der FDJ keine zu berücksichtigenden Jugendlichen zu geben hatte.

Da Jugend jedoch keine, das hatten die SED-Bürokraten zumindest gelernt, homogene Masse ist und das auch besonders unter der Führung der Arbeiterklasse nicht wurde, beschloß man 1974 die Einrichtung von sogenannten Jugendklubs. Auf diese Weise hoffte man, „das Bedürfnis der Jugend nach Geselligkeit, Tanz und Unterhaltung“ zu befriedigen, ohne sie aus den Augen zu verlieren. Insbesondere das Gefühl, daß diese Freizeit staatlich verordnet war, führte jedoch dazu, daß es jenseits der offiziellen DDR-Jugend zahlreiche Subkulturen gab, die sich zunehmend vom Staat verabschiedeten. Ging es in den sechziger Jahren noch darum, westliche Musik zu hören, bildeten in den achtziger Jahren Punks und Skinheads die Speerspitze jugendli-

cher Provokation, der die DDR wie ein unverstandener Familienvater, der immer nur das Beste wollte, gegenüberstand. Daß es in der DDR überhaupt Subkulturen gab, wurde zunächst als lösbares Problem betrachtet. Wie diese Lösung auszusehen hatte, war in der Jugendliteratur eines der bestimmenden Themen. In vielerlei Hinsicht typisch: *Egon und das achte Weltwunder* (1962) von Joachim Wohlgenut: Ein junger Mann, Egon, spielt in einer „Tanzkapelle“, die sich westlicher Musik verschrieben hat. Die logische Konsequenz daraus ist, daß er sich den löblichen Bestrebungen der Arbeiterklasse zu entziehen sucht und zwangsläufig auf die schiefe Bahn gerät. Doch die Liebe zum achten Weltwunder, einer linientreuen und natürlich sehr schönen Arztochter, bringt ihn auf Kurs. Da sie ihn wegen seiner kleinkriminellen Haltung verschmäht, legt er sich bei einem Arbeitseinsatz besonders ins Zeug, wird ein besserer Mensch und erringt die, ihrer Reinheit wegen, von allen Begehrte. In der Folge hat er zwar noch mit einigen Anfeindungen zu kämpfen, wenn die Liebe ins Geschlechtliche abzurutschen droht oder seine alten Kumpels auftauchen, bleibt aber dem Sozialismus erhalten.

Im Hintergrund solcher Konstellationen stand immer ein renitenter Feind der Arbeiterklasse, dem zumindest auf diese Weise, mit weiblicher Anmut, nicht zu helfen war. Für diese Fälle gab es im real existierenden Sozialismus geeignetere Einrichtungen, beispielsweise die Jugendwerkhöfe, in die auffällig gewordene Jugendliche eingewiesen werden konnten, was im ersten Moment für viele ja nicht schlecht klingen mag: kriminelle Jugendliche werden durch Arbeit und Strenge in Gemeinschaft zu wertvollen Mitgliedern der Gesellschaft erzogen. Die Realität sah anders aus: es traf nicht nur Kriminelle, sondern Abweichler jeder Art. Erzieher mit



Unmöglichkeit einer beständigen Daseinsordnung: Das Individuum entfremdet sich vom Kollektiv und spürt, noch unbewußt, das Heraufkriechen der sozialen Kälte. Probe zur Maidemonstration, Berlin 1986, aus: Harald Hauswald / Lutz Rathenow: Ost-Berlin. Leben vor dem Mauerfall, Berlin: Jaron 2005. 128 S., 111 sw Fotos, 12 €

sadistischen Neigungen betätigten sich dort und erzielten meist nicht die erhoffte Wirkung. Daß es überhaupt notwendig war, solche Höfe einzurichten, mußte für jeden SED-Idealisten eine Ohrfeige sein. Da setzt man diesen undankbaren Jugendlichen die Komplettversorgung vor und dennoch gibt es da welche, die ihr eigenes Glück nicht akzeptieren wollen. Im Normalfall erfolgte, um solche Konflikte zu vermeiden, bereits in Krippe, Kindergarten und Schule eine lückenlose Indoktrination, die schließlich im freiwilligen Bekenntnis zur sozialistischen Gesellschaft bei der Jugendweihe münden sollte. Die Aufnahme in die FDJ besiegelte zudem die staatliche Vereinnahmung und stellte die Weichen für die Zukunft: wer sich hier verweigerte, konnte vielleicht noch Heizer werden. Die Feier selbst war für Kinder aus geordneten Verhältnissen der erste Anlaß für ein offizielles Besäufnis, das von den Erwachsenen (Lehrern und Pionierleitern) wohlwollend geduldet und sogar gefördert wurde. Wenn heute der Konsum der vielzitierte Kitt unserer Gesellschaft ist, so war es in der DDR der Alkohol: Gesoffen wurde überall und zu jeder sich bietenden Gelegenheit. Der Schnaps war, wie Michael Klonovsky in seinem Wende-Roman *Land der Wunder* (Zürich: Kein & Aber 2005. 542 S., geb, 22.80 €) schreibt, das „Lebenselixier des Sozialismus“.

Die Inpflichtnahme der Jugend für den Sieg des Sozialismus brachte eine permanente Belästigung durch angebliche Anliegen der Gemeinschaft mit sich. Wer sich dem entzog, hatte in seiner Beurteilung nicht selten eine Bemerkung über mangelnde Einsatzbereitschaft in der Pionier- und FDJ-Arbeit zu stehen. Und natürlich machte man einen Sport aus dem Entziehen. Sich als Gruppenratsvorsitzender wählen zu lassen oder überhaupt daran zu beteiligen, kam überhaupt nicht in Frage. Da landeten dann nur die Streber und Kinder aus linientreuen Elternhäusern, die einem wirklich Leid tun konnten. Großer Wert wurde auch auf Wehrrtüchtigung gelegt: Bereits in den unteren Klassen übte man selbstverständlich Handgranatenwerfen, möglichst früh sollte man sich zu einer Längerverpflichtung in der Nationalen Volksarmee entschließen, einer Armee, in der sich alle mit Genosse anredeten und von der kein normaler Wehrpflichtiger irgend etwas Positives zu berichten weiß. Entzie-

hen konnte man sich dem nicht gänzlich. Da die Studienplatzvergabe für Männer nicht zuletzt von ihrer Verpflichtungswilligkeit abhing, haben dort nicht wenige drei Jahre zugebracht. All das war in einer Weise klein und miefig, daß es schon ein hohes Verdrängungspotential oder eine bornierte Dummheit voraussetzt, das heute noch irgendwie schön zu finden. Die DDR war der staatgewordene Spießertraum von Sicherheit und Überschaubarkeit, der perfekte Fürsorgestaat, der vor den heutigen Problemen in neuem Glanz erstrahlt. Für Leute, die mit der Freiheit überfordert sind, ist das natürlich nach wie vor anziehend. Deshalb ist es verständlich, wenn angesichts wachsender Probleme des heutigen Gemeinwesens, die DDR wieder zu Ehren kommt. Das Verständnis endet, wenn sich als rechts oder konservativ verstehende Menschen nicht entblöden, hier die Lösung für unsere Situation zu sehen: die DDR hatte eine tolle Armee, die Jungend lungerte nicht auf der Straße herum, Kinderkriegen wurde gefördert und Ausländer gab es auch kaum. Jedem, der bis drei zählen kann, mußte klar sein, daß diese Rechnung nicht aufgeht. Die DDR hatte eine der höchsten Scheidungsraten, war dabei, ihre Umwelt nachhaltig zu ruinieren und führte bei Teilen der Jugend zu einer beispiellosen Verrohung (Hooliganismus, Proletarisierung). Wenn man sich jedoch die heutigen Beurteilungen der DDR anschaut, hat sie ihr Ziel erreicht: das Bewußtsein, daß es zwischen „vorbildlicher“ Jugendarbeit und Staatssicherheit einen Zusammenhang gibt, ist nie entstanden. Es verwundert schon, wie wenige Leute diesem Staat unversöhnlich gegenüberstehen. Andreas Gläser ist da mit *Der BFC war schuld am Mauerbau* (Berlin: Aufbau Taschenbuch 2002. 220 S., kt, 7.50 €) eine der wenigen Ausnahmen. Häufig heißt es dagegen: Es war nicht alles schlecht. Die Floskel übersieht, daß das „Gute“ nicht ohne das „Schlechte“ zu haben ist. Hier ist die Entscheidung gefordert: Freiheit oder Sozialismus. Beides geht nicht. Daß sie nicht mehr ist, bleibt das einzig Gute an der DDR. Diejenigen, die deren Untergang bewußt miterlebt haben, können sich glücklich schätzen und sollten seitdem eigentlich wissen, daß der Mensch die Welt nicht endgültig einrichten kann. Diese wichtige Erfahrung haben sie ihren westdeutschen Altersgenossen voraus.

Jugend als Waffe – Die Kindersoldaten auf dem Marsch

von Josef Daum

Kriege führen gemeinhin zu einem sozialen und technischen Innovationsschub und senken die moralische Hemmschwelle. Der Selektionsdruck kann soziale Tabubrüche erzwingen, die im Frieden als unvorstellbar gelten, wie etwa den Einsatz von Giftgas oder Massengebombardierungen in konventionellen Kriegen. Was für die zwischenstaatlichen Kriege der Vergangenheit galt, gilt auch für die Bürgerkriege der Gegenwart. Eine dieser „Innovationen“ aus den Bürgerkriegsgebieten der Dritten Welt, die schließlich am 11. September 2001 den Westen erreichte, war der Einsatz strategischer Selbstmordattentäter, eine andere die Rekrutierung und Sozialisation eines neuen Typus von Kombattanten: des Kindersoldaten.

Als Kindersoldaten werden offiziell alle Personen verstanden, die unter 18 Jahren und Teil der bewaffneten Einheiten sind. Die Mehrheit der Kindersoldaten sind Jungen zwischen 15 und 18 Jahren, aber in achtzig Prozent der aktuellen Konflikte sind auch Kindersoldaten unter 15 Jahren im Einsatz. Etwa vierzig Prozent der bewaffneten Organisationen setzen Kindersoldaten ein, weltweit sind etwa zehn Prozent der Kombattanten Kinder. Schätzungen zufolge sind weltweit 300.000 Kindersoldaten in 36 Ländern im Einsatz. In Sri Lanka sind seit 1995 etwa sechzig Prozent der getöteten Soldaten Kinder zwischen 10 und 16 Jahren.

Der Ethnologe Georg Elwert unterschied als Charaktere der Neuen Kriege zwischen dem Kämpfer, dem „Berserker“, und dem kühl planenden „Strategen“, dem *warlord*, der diesen überhaupt zum Kämpfen bringt und für seine Zwecke nutzbar macht. Erst durch die organisatorische Rationalität dieser „charismatischen Kriegsunternehmer“ (Herfried Münkler) wird irrationale Gewaltbereitschaft zu einer effizienten Waffe im Bürgerkrieg.

Solche Strategen des Kinderterrors waren die „roten Warlords“ Mao Tse-tung und Pol Pot. Während der Kulturrevolution schuf sich der 72jährige Mao die Roten Garden quasi als Privatarmee zur Vernichtung seiner parteiinternen Gegner und zwecks Zerstörung der traditionellen Kultur. Er ließ die Schulen schließen und den Unterricht einstellen und bis zu 11 Millionen Jugendliche auf dem Platz des Himmlischen Friedens aufmarschieren, die schließlich unvorstellbaren Terror von den Schulen in die Gesellschaft trugen. (Jung Chang und Jon Halliday: *Mao. Das Leben eines Mannes, das Schicksal eines Volkes*, München: Karl Blessing Verlag 2005. 976 S., geb, 34.00 €)

Kambodscha unter Pol Pot bezeichnet der Historiker Jean-Louis Margolin schon in einem Beitrag für das *Schwarzbuch des Kommunismus* als regelrechte „Kinderdiktatur“. Die Roten Khmer warben Jungen und Mädchen im Alter zwischen 13 und 18 Jahren an und erbrachten den Beweis, daß man mit Minderjährigen ein ganzes Volk terrorisieren kann.

Waren Jugendliche in den Händen totalitärer Herrschaft schon früher willfähiges Gewaltinstrument, so zeigt sich jetzt, daß sie ebenso effizient als Mittel der asymmetrischen Kriegführung gegen reguläre Truppen eingesetzt werden können. „Ohne längere Ausbildungs- und militärische Trainingsphasen können Kinder als Kämpfer eingesetzt werden, wobei ihr vergleichsweise gering entwickeltes Risikobewußtsein und ihre relative Anspruchslosigkeit sie zu einem billigen wie effektiven Instrument der Gewaltanwendung werden läßt.“ (Herfried Münkler) Gerade der bei Kindern noch sehr ausgeprägte Hang zum magischen Denken und der Glaube an spirituelle Kräfte scheint sie für den Einsatz an vorderster Front besonders geeignet zu machen. Den regulären Truppen fällt es

schwer, sie als Kombattanten zu identifizieren und ihre Bekämpfung treibt die erwachsenen Soldaten in ein ethisches Dilemma.

Die Entwicklung und Verbreitung der Handfeuerwaffen war von entscheidender Bedeutung für den Einsatz von Kindersoldaten in den Neuen Kriegen, da sie auch von Kindern getragen und bedient werden können. Die Zahl der in Umlauf befindlichen Kleinwaffen wird auf 550 bis 639 Millionen geschätzt. Sie sind für achtzig bis neunzig Prozent der Opfer in Gewaltkonflikten verantwortlich. Unter diesen Bedingungen drang der Kindersoldat als Kombattant bis in die hintersten Winkel der Erde vor, was einige Autoren von einem „Zeitalter des Kindersoldaten“ sprechen läßt.

Im liberianischen Bürgerkrieg waren zwanzig Prozent der Kombattanten zwischen 1989 und 2003 Kindersoldaten. Sogenannte „Small Boy Units“ (SBU) stellten die Leibgarde des Diktators Charles Taylor. Erzwangene Gewalttaten sind eine „Initiation in die Brutalität“. Diese Praxis knüpft an den Umstand an, daß Gewalt Teil des Initiationsritus in vielen traditionellen Gesellschaften war. Unter den bürgerkriegsähnlichen Zuständen Kolumbiens hat sich ein regelrechter Dienstleistungsmarkt für Gewalt entwickelt. Jugendliche bieten dort ihre Dienste zur Durchführung von Entführungen und Erpressungen an und führen für kleine Geldbeträge Morde aus. Seit 1990 wird der Einsatz von Kindersoldaten besonders von den linken Guerillaorganisationen praktiziert. In einigen Einheiten waren dreißig Prozent unter 18 Jahren, in den städtischen Milizen sogar fünfundachtzig Prozent der Kombattanten (Katharina Hofmann: *Kindersoldaten: Opfer und Täter in „neuen Kriegen“*, o. O. u. J.).

In Uganda hat sich der religiöse Fanatiker Joseph Kony eine Armee aus entführten Kindern aufgebaut, mit der er den ugandischen Staat bekämpft. Nach UNICEF-Schätzungen bestehen achtzig Prozent seiner *Lord Resistance Army* aus Kindern. Die entführten Jugendlichen werden einerseits selbst Opfer sexueller Gewalt und auf der anderen Seite zur „wohl brutalsten Rebellengruppe der Welt“ herangezogen, die mordet, plündert und vergewaltigt. Die Vereinten Nationen sprechen in diesem Konflikt von mehr als 100.000 Toten.

Diese Fälle demonstrieren die Radikalisierung, die mit dem Einsatz von Kindersoldaten einhergeht. „Die besondere Brutalität der Kriege in den neunziger Jahren knüpft an eine andere Vision männlicher Identität an – die der wilden Sexualität der männlichen Heranwachsenden. Durch diese Jugendlichen werden Armeen mit einem anderen Soldatentyp versorgt, einem, für den die Waffe nicht etwas ist, was man respektiert und mit ritualisierter Korrektheit behandelt, sondern vielmehr eine explizit phallische Bedeutung besitzt“ (Michael Ignatieff).

Das Zeitalter der Neuen Kriege konfrontiert den Westen mit der ungewohnten Erfahrung, daß die Ausbreitung von Innovationen keine Einbahnstraße mehr ist. Gewaltpraktiken, die



Wehrsport: Der Versuch einer paramilitärischen Infrastruktur in Europa?

für die Dschungel, Wüsten und Elendsviertel der Dritten Welt charakteristisch waren, können urplötzlich in den westlichen Zentren auftauchen. Die Ghettos der USA erleben seit den neunziger Jahren eine Invasion durch lateinamerikanische, in den Bürgerkriegen der siebziger und achtziger Jahre brutalisierte Jugendgangs. Im Jahr 2004 registrierte die spanische Polizei erstmals den Einzug lateinamerikanischer Jugendbanden auch in Madrid (*Krieg in den Städten – Lateinamerikanische Jugendbanden*, in: <http://www.20er.at>). Die Schulmassaker von Littleton bis Erfurt zeigten auf dramatische Art und Weise, welche Bluttaten selbst einzelne, mit Kleinwaffen ausgestattete jugendliche Amokläufer anrichten können. Die Rassenunruhen in Frankreich führten der Welt vor, daß selbst unbewaffnete Jugendgruppen die Staatsgewalt herausfordern und das gesamte politische System eines Staates in die Krise stürzen können. Gewaltlegitimierende Ideologien scheinen sich besonders unter Einwandererpopulationen auszubreiten. Ende der neunziger Jahre stimmte fast jeder Vierte der in der Bundesrepublik befragten muslimischen Jugendlichen der Aussage zu: „Wenn jemand gegen den Islam kämpft, muß man ihn töten.“ Was passiert, wenn sich alle drei Elemente – gewalttätiger Jugendprotest, Handfeuerwaffen und Ideologie – zusammenfügen?

Jugendprotest, Amoklauf und Fanatismus gehören in jenen Bereich, den Elwert den „Berserkern“ zugeordnet hat. Was bislang im Westen im Gegensatz zu den Bürgerkriegsgebieten fehlt, ist die paramilitärische Infrastruktur und die rationale strategische Planung, die Kinder und Jugendliche erst zu Kombattanten macht. Ob und wann ein „Strategie“ auf den Plan treten wird, mit dem Ziel, „Jugend als Waffe“ auch gegen westliche Staaten einzusetzen, ist eine sicherheitspolitisch relevante Frage. Möglicherweise werden diese Ereignisse von Militärhistorikern rückblickend als Frühindikatoren gesehen werden, als die ersten Etappen auf dem unaufhaltsamen Marsch des Kindersoldaten von der vergessenen Peripherie in die Metropolen des Weltsystems.

Die Langemarck-Halle

von Karlheinz Weißmann

„Langemarck“ ist ein Symbol. Daß es sich zuerst um den Namen eines kleinen flämischen Ortes handelte, trat schon während des Ersten Weltkriegs in den Hintergrund. Das ist ein Schicksal, das Langemarck – eigentlich „Langemark“ – mit vielen Orten teilt, an denen große Schlachten geschlagen wurden. Aber von einer großen Schlacht kann in diesem Fall gar keine Rede sein. Langemarck gewann seine Bedeutung durch einen einzigen, militärisch letztlich bedeutungslosen, Sturmangriff am 10. November 1914, der den Anlaß gab, für jene berühmt gewordenen Sätze aus dem Heeresbericht: „Westlich Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesang ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ gegen die erste Linie der feindlichen Stellung vor und nahmen sie.“

Es sind früh Zweifel an der sachlichen Richtigkeit dieser Darstellung geäußert worden – fast alles spricht dafür, daß die Soldaten sangen, um nicht in eigenes Feuer zu geraten –, aber die Wirkung des Symbols Langemarck hat das nicht beeinträchtigt. Die heldenhaft stürmenden Kriegsfreiwilligen, die mit dem Deutschlandlied auf den Lippen siegten oder den Tod fanden, erschienen wie ein großes mythisches Bild, das den „Ideen von 1914“ Bestätigung gab. Diese Wirkung hat sich nach dem Ende des Ersten Weltkriegs keineswegs verloren, zumal es wegen der Niederlage keine andere Möglichkeit gab, der Toten zu gedenken, als im Sinn des „Opfers“. Während die eine Seite dieses Opfer als „sinnlos“ ansah, betrachtete es die andere als „ver sacrum“, als Hingabe der Jugend für den Fortbestand der Gemeinschaft.

Entsprechende Ideen waren durchaus über den Bereich der nationalen und nationalistischen Verbände hinaus verbreitet. Der Langemarck-Kult wurde in den zwanziger Jahren aber vor allem von Veteranen, außerdem Sportorganisationen, Jugendbewegung und Studentenschaft

getragen. Das hing vor allem mit der Vorstellung zusammen, die „jungen Regimenter“ hätten in erster Linie aus kriegsfreiwilligen Schülern und Hochschülern bestanden; seit 1928 waren Langemarck-Feiern an den Universitäten zur festen Einrichtung geworden, gleichzeitig kam es zur Einführung der „Langemarck-Spende“, die dazu diente, eine würdige Gedenkstätte für die Gefallenen zu errichten.

Daß die Erinnerung an Langemarck eine starke Klammer bildete, war auch am *Langemarck-Buch der Deutschen Studentenschaft*



Umschlagbild des *Langemarck-Buchs der Deutschen Studentenschaft*, 1933

zu erkennen, das 1933 schon mit einem Vorwort des neuen Reichskanzlers Adolf Hitler, aber auch mit einem Beitrag des „konservativen Revolutionärs“ Edgar Jung erschien, der im folgenden Jahr von der SS getötet werden sollte. Die Nationalsozialisten konnten sich in bezug auf Langemarck der Traditionen bedienen, die sie vorfanden. Eine Korrektur fand nur insofern statt, als man betonte, daß es sich bei den Soldaten keineswegs nur um Studenten gehandelt habe, sondern auch um Handwerker und Arbeiter, so daß weniger an einen elitären Zuschnitt, eher an eine Repräsentation der „Volksgemeinschaft“ zu denken war. Vor allem aber hat das Regime – hier wie in anderen Fällen – übernommen, vereinseitigt und instrumentalisiert. In den Zusammenhang gehörte die Intensivierung des Langemarck-Kults durch Hitler-Jugend und Reichstudentenführung, die Einführung von „Langemarck-Studium“ (für begabte Hochschüler aus armen Familien) und „Langemarck-Wettkämpfen“ unter Einschluß von Disziplinen militärischen Charakters.

Ihren stärksten Ausdruck fand diese Art symbolischer Politik 1936 in der Errichtung der „Langemarck-Halle“ unterhalb des Glockenturms auf dem Berliner Olympia-Gelände. Es handelt sich um einen Raum, der nach dem Vorbild eines antiken Tempels errichtet wurde – sogar das Deckengebälk hatte man in Beton imitiert – und mit seinem „Erdschrein“, der Erde des Schlachtfelds enthielt, zu einem zentralen Ort des Gefallenen-Kults gemacht werden sollte, der für die politische Theologie des Systems eine entscheidende Rolle spielte. Sinnfällig wurde das an den Sätzen, die man an den beiden Seitenwänden anbrachte: Hölderlins „...Lebe droben, o Vaterland, / Und zähle nicht die Toten! Dir ist, / Liebes! Nicht Einer zu viel gefallen“ an der einen, an der anderen das Flex-Zitat „Ihr heiligen grauen Reihen / geht unter Wolken des Ruhms / und tragt die blutigen Weihen / des heimlichen Königtums!“

Die Langemarck-Halle war nicht nur ein Ort des Gedenkens, sondern mehr noch ein ständiger Appell an die „Opferbereitschaft“ der Jungen. Welche Konsequenz das hatte, ließ sich nach dem Beginn des Zweiten Weltkriegs ermesen, als die Langemarck-Halle auch dem Gedenken an die Gefallenen des neuen Kampfes diente. Zu diesem Zeitpunkt begann das Symbol Langemarck aber schon an Kraft zu verlieren; als seltsamer Fehlgriff erschien die Entscheidung, eine Einheit der flämischen Waffen-SS mit dem „Ehrennamen“ zu versehen, ohne Belang; blieb noch die Entscheidung, im April 1945 ein „Hitler-Jugend Bataillon Langemarck“ aus jungen Deutschen und Flamen aufzustellen.



Innenansicht der Langemarck-Halle, Zustand in den dreißiger Jahren

Nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs und der anschließenden Zerstörung von Teilen des Olympiageländes verfiel die Langemarck-Halle, wurde dann provisorisch wiederhergestellt und aus baulichen Gründen erneut geschlossen; seit dem Sommer dieses Jahres ist sie in restauriertem Zustand wieder zugänglich. Begrüßenswert ist die Behutsamkeit der Wiederherstellung, die – abgesehen von den Fenstern zwischen den Säulen, deren Anbringung Hitler ausdrücklich verboten hatte – den Originalzustand weitgehend bewahrt. Auf eine volkspädagogisch motivierte Dekonstruktion wurde jedenfalls verzichtet. Jedem steht es frei, die in einem Nebenraum untergebrachte Ausstellung zur Schlacht und zum Langemarck-Mythos anzusehen, die ihrerseits sachlich gehalten ist und deren Material in einem empfehlenswerten Katalogbändchen zusammengefaßt wurde (Rainer Rother: *Geschichtsort Olympiagelände*, Berlin: Jovis 2006. 160 S., kt, zahlreiche Abbildungen, 19,80 €).

Es gibt seit einiger Zeit ein wachsendes Interesse an „Erinnerungsorten“. Soweit dieses Interesse nicht nur antiquarischer Natur ist, kann es dem Zweck dienen, nicht nur die Gedanken, sondern auch die Gefühle der Vergangenheit besser zu verstehen. Einige dieser Gefühle haben große Macht ausgeübt, und dazu gehören ohne Zweifel die Empfindungen, die an Langemarck geknüpft waren. Allein ihre Intensität sollte zur Vorsicht mahnen, wenn über deren Recht oder Unrecht geurteilt wird; angemessener ist die sorgfältige Unterscheidung zwischen Brauch und Mißbrauch.

„Israels Krieg“ und innerlinke Auseinandersetzungen

von Daniel L. Schikora

Das militärische Eingreifen Israels im Libanon, dem Angriffe der radikal-islamistischen Hisbolah auf israelisches Territorium vorausgingen, hat die jüdische Republik erneut zur Zielscheibe bundesdeutscher Menschenrechtspolitik gemacht. So ließ es sich die Bundesregierung nicht nehmen, Israel mit Blick auf den Tod von Dutzenden libanesischen Zivilisten infolge des Luftangriffs auf das Dorf Kana indirekt einer Mißachtung des Prinzips der Verhältnismäßigkeit bei der israelischen Wahrnehmung des Rechtes auf Selbstverteidigung zu bezichtigen. Neben Bundesentwicklungsministerin Heidemarie Wiecek-Zeul (SPD), die Israel unumwunden einen Rechtsbruch vorwarf, war es Bayerns Innenminister Günther Beckstein (CSU), der die Israelis öffentlich eines verantwortungslosen Vorgehens beschuldigte: Man könne nicht einfach Zivilisten bombardieren und dann von Kollateralschäden reden, empörte sich Beckstein.

Nun ist das Reden von „Kollateralschäden“ im Zusammenhang mit Zivilisten, die durch Luftangriffe ums Leben kommen, kein israelisches Spezifikum. Bemerkenswerterweise scheint der Vorwurf an Israel, „unverhältnismäßig“ auf die Infragestellung seiner souveränen Existenz zu reagieren, im herrschenden deutschen Diskurs des Jahres 2006 in ähnlichem Maße zum guten Ton zu gehören, wie sieben Jahre zuvor die Absegnung eines von Beginn an völkerrechtswidrigen Bombenkrieges, den (Regierungs-)Politiker und „Intellektuelle“ eine „humanitäre Intervention“ nannten. Der national-konservative Ministerpräsident Israels, Ehud Olmert (Kadima), weiß das natürlich, weshalb er den menschenrechtlich motivierten Deutschen und anderen EU-Europäern ins Stammbuch schreibt: „Woher nehmen sie [die Europäer] das Recht, Israel zu predigen? Die europäischen Länder haben Kosovo angegriffen und 10.000 Zivilisten getötet. 10.000 Zivilisten!

Und keines dieser Länder hatte zuvor auch nur durch eine einzige Rakete zu leiden!“

Auch wenn Olmert hinzufügt, er sage nicht, daß das Eingreifen im Kosovo falsch gewesen sei, dürfen seine Äußerungen auch als eine Reminiszenz an die Ablehnung des Angriffskrieges gegen Jugoslawien insbesondere in der souveränistischen „Rechten“ Israels verstanden werden: Im April 1999 war der damalige israelische Außenminister Ariel Scharon der einzige Repräsentant eines „westlichen“ Staates, der die massive militärische Aufrüstung der islamistisch durchsetzten albanischen UCK als einer anti-jugoslawischen Landarmee in scharfen Worten mißbilligte. Nicht einmal ein Übergreifen des menschenrechtlichen „Universalismus“ der Nato auf den israelisch-arabischen Konflikt schloß Scharon aus: „Israel könnte das nächste Opfer einer Nato-Attacke werden.“

Engagierte Fürsprecher findet das seitens deutscher Offizieller gescholtene Israel auch in Anbetracht dessen jüngster Militäraktionen im Libanon bei einem der traditionsreichsten Organe der nicht parteipolitisch gebundenen (bundes-)deutschen radikalen Linken: der von Hermann L. Gremliza herausgegebenen Monatszeitschrift *konkret*. Hatte das Titelblatt der Juli-Ausgabe dieser sich stolz als „antideutsch“ bekennenden Zeitschrift das gesamte Staatsgebiet der Bundesrepublik als eine *No-Go-Area* gebrandmarkt, so widmen sich Gremlizas Kolumnen der August- und der September-Ausgabe „Israels Krieg“ gegen „eine zweite ‚Endlösung der Judenfrage‘“ unter islamistischem Vorzeichen sowie der „Unheiligen Allianz“ zwischen „Sozialisten“ und islamischen „Gotteskrieger“.

Ins Auge fällt dabei, daß Gremliza ausdrücklich Respekt vor dem Bestreben der politischen Elite Israels bekundet, den *jüdischen* Charakter des einzigen demokratischen Rechts-



Darüber streiten nicht nur Linke und Araber: Israel

staates in der Region zu wahren: „Es hat sich bei israelischen Politikern die Ansicht durchgesetzt, daß die Juden nur dann in ihrem Staat in Sicherheit seien, wenn sie auf dem Flecken Wüste am Rand des Osmanischen Reichs und des britischen Mandatsgebiets, das die Vereinten Nationen ihnen nach dem Holocaust als Staatsgebiet zugewiesen und das sie durch eigene Tüchtigkeit und mit Hilfe der USA zu einer Oase gemacht haben, für sich blieben, geschützt durch einen Zaun vor jenen, die – dem Gesäusel mancher ihrer Diplomaten zum Trotz – nichts sehnlicher wünschen als der Juden Tod.“

Die jüngsten Proklamationen der NPD gegen den „völkerrechtswidrigen Angriffskrieg Israels gegen Libanon“ könnten ebensogut aus öffentlichen Erklärungen der „Linkspartei“ entnommen sein. Dieser Umstand veranlaßt Gremliza dazu, an das gemeinsame Vorgehen von KPD und NSDAP im Rahmen eines Streiks bei den Berliner Verkehrsbetrieben im Jahre 1932 sowie an den „Hitler-Stalin-Pakt“ von 1939 zu erinnern. Sozialisten wie die „Linkspartei“/WASG-Politiker Gehrcke und Buchholz ständen an der Seite von „Dschihadisten“ wie dem iranischen Präsidenten Ahmadinedjad und dem Hisbollah-Chef Nasrallah sowie des Staatsoberhauptes von Venezuela, dem christlich-sozialistischen Antisemiten Chávez, der die israelische Republik einer „faschistischen Art“ der Aggression im Stile Hitlers beschuldigt und der „die Welt“ durch „die Nachkommen der Christismörder“ kontrolliert wähnt. Der Menschheit – so Gremliza – sei zu wünschen, daß das „letzte Gefecht“ dieser (reaktionären) „Antikapitalisten“ verloren gehe, „gegen wen auch immer“.

Wenn Gremliza gegenüber einer Allianz deutscher und lateinamerikanischer Sozialisten mit den islamistischen Feinden Israels den in erster Linie durch die USA repräsentierten Liberalen Kapitalismus als das geringere Übel begreift, so korrespondiert dies mit den weltpolitischen Parteinahmen der – biographisch ebenfalls in der antifaschistischen Linken verwurzelten – italienischen Journalistin Oriana Fallaci. Diese prangerte nach dem 11. September 2001 das Zusammengehen der Linken, der römisch-katholi-

schen Offiziellen und der Postfaschisten ihres Landes mit der „feudalen Rechten“ an, die heute „der Islam“ sei. Jedoch rekurren, im Gegensatz zu den pro-israelischen und islam-kritischen deutschen „Antideutschen“, sowohl die Italienerin Fallaci, als auch französische Kritiker des politischen Islam, wie etwa Louis Chagnon oder Alain Finkielkraut, auf die nationalstaatlich fundierte bürgerlich-republikanische Identität ihrer Länder.

Diagnostizieren „antideutsche“ Publikationen, wie *konkret* oder *Bahamas*, eine Wiedererweckung des „häßlichen Deutschen“ auch in Gestalt multikulturalistischer Ehrfurcht vor dem Islam, so sehen die

französischen „Neorepublikaner“ die Nachgiebigkeit gegenüber islamischem „Kommunitarismus“ nicht zuletzt in einer nationalen Selbstgeißelung Frankreichs sowie in einer Mißachtung der zivilisatorischen Errungenschaften einer „Europäisierung“ der Welt begründet. In diesem Sinne machte Alain Finkielkraut als eine Ursache des (ausschließlich von muslimischen jungen Männern ausgehenden) „Pogroms gegen die Republik“ vom November 2005 auch die Nachgiebigkeit der politischen und intellektuellen Elite Frankreichs in Fragen der Beurteilung der französischen Kolonialvergangenheit aus. Bereits ein halbes Jahr zuvor hatte Finkielkraut einen gegen Weiße und Juden gerichteten virulenten Rassismus muslimischer Jugendlicher arabischen oder schwarzafrikanischen Ursprungs angeprangert. Es gebe einen „brutalen islamischen Antisemitismus“, der durch den Israel-Haß erklärter Antirassisten der „Linken“ flankiert werde.

Der „antirassistische“ Diskurs der „globalisierungskritischen“ Linken (*altermondialistes*, *ATTAC*), der die muslimische Minorität primär als Opfer „islamophober“ Tendenzen in der französischen Mehrheitsgesellschaft und einer unzureichenden öffentlichen Würdigung des Leidens „muslimischer“ Völker unter französischer Kolonialherrschaft begreift, sieht sich in Frankreich in der Tat kontrastiert durch die Realität eines gewalttätigen Antisemitismus junger Muslime. Anfang März 2006 – drei Wochen nach dem Foltermord an dem (im Januar 2006 entführten) 23jährigen Ilan Halimi – wurden in Frankreich erneut drei junge Juden zu Opfern antisemitischer Gewaltverbrechen, die von Angehörigen maghrebischer oder schwarzafrikanischer *communities* ausgingen. Wie wenig eine „antirassistische“ Linke, die Chagnon, Finkielkraut oder Pierre-André Taguieff pro-islamischen Kampagnen aussetzt, noch als ein zivilgesellschaftlicher Garant jüdischen Lebens in Frankreich gelten kann, brachte der Vorsitzende des Repräsentativrates der jüdischen Institutionen in Frankreich (CRIF), Roger Cukierman, bereits 2002 auf den Punkt: Le Pens Erfolg (in der ersten Runde der Präsidentschaftswahlen) sei „eine Botschaft an die Muslime, sich still zu verhalten“.

Das Hakenkreuz. Symbol- und Kulturgeschichte

Lorenz Jäger: *Das Hakenkreuz – Das offene und das geschlossene Leben. Eine Kulturgeschichte des Weltbürgerkriegs*, Leipzig/Wien: Karolinger 2006. 247 S., 24 Abb., 8 Farbtafeln, geb., 26.90 €

Karlheinz Weißmann: *Das Hakenkreuz. Symbol eines Jahrhunderts*, Schnellroda: Edition Antaios 2006. 192 S., über 200 Abb., 16 Farbtafeln, br., 22.00 €

Daß ein gewisser Abstand zu den Dingen der Erkenntnis förderlich ist, gilt als allgemein akzeptierte Einsicht. Ganz handgreiflich wird diese Maxime seit der allgemeinen Gebräuchlichkeit der Luftbildweltkarte *Google Earth*. Da es zahllose Menschen gibt, die damit ihre Zeit verbringen, die Welt nach Absonderlichkeiten abzusuchen, erscheinen manche Gebäude, an denen aus normaler Perspektive nichts Anstößiges zu finden ist, in einem neuen Licht. Insbesondere die Entdeckung einer so eindeutigen und so eindeutig negativ besetzten Form wie dem Hakenkreuz wird dabei besondere Beachtung geschenkt. So konnte im Hafen von San Diego ein Gebäude ausgemacht werden, das von oben gesehen ein perfektes Hakenkreuz ergibt. Schnell wurde klar, daß es nicht von amerikanischen Hitleranhängern, sondern 1969 von der US-Navy errichtet wurde. Bei einem 1979 gebauten Brunnen in der belgischen Stadt Maasmechelen hatte die Enthüllung Konsequenzen: die Stadtväter beschlossen die Umgestaltung in ein Kleeblatt. Damit blieben sie sogar der Intention des Künstlers treu, der die Hakenkreuzform mit dem Hinweis auf den allgemeinen Charakter dieses Zeichens als Glückssymbol begründet.

In dieses unübersichtliche, von Verdächtigungen und

Halbwissen geprägte Dunkel etwas Licht zu bringen, haben sich zwei Autoren gleichzeitig und völlig unabhängig voneinander vorgenommen. Der Anlaß sind weniger die Satellitenbilder als die jüngsten Versuche, das Hakenkreuz europaweit zu verbieten, was unter anderem den wütenden Protest der britischen Hindus auslöste, die sich dadurch ihres Heilszeichens beraubt sahen. Hintergrund ist die Tatsache, daß in Europa die Gleichung Hakenkreuz = Hitler aufgeht. Hier ist die Wissenschaft in ihrer ureigensten Aufgabe gefordert: Aufklärung. Der Historiker Karlheinz Weißmann (*1959) will daher ausdrücklich die „Geschichte des Symbols“, welches das 20. Jahrhundert auf so unheilvolle Weise bestimmt hat, schreiben. Diese Geschichte fängt sehr früh an. Die ältesten archäologischen Funde sind vermutlich auf das 8. oder 9. Jahrtausend vor Christus zu datieren. Ebenso weit reicht die Verbreitung, die sich fast auf die gesamte Welt, mit Ausnahme des südlichen Afrika, der Arktis, Australiens und Polynesiens, erstreckt. Lediglich in Asien ist es als religiöses Symbol erhalten geblieben, in Europa war es lediglich in einigen Regionen als kunsthandwerkliches Ornament gebräuchlich.

Als Symbol war das Hakenkreuz in Europa vergessen. Heinrich Schliemann fand es bei seinen Ausgrabungen in Troja, was zusammen mit anderen archäologischen und ethnologischen Zeugnissen als Auslöser der Wiederentdeckung gilt. Einen zweiten Ursprung der europäischen Rezeption bildet die asiatische Verwendung als Heils- und Glückszeichen, die von Esoterikern aufgegriffen wurde: Theosophen, Rudyard Kipling, Alfred Schuler und andere. Doch nicht nur hier: Das Hakenkreuz wurde in Europa und Nordamerika für alle möglichen Werbezwecke ein-

gesetzt und auch politisch war es noch nicht eindeutig vereinbart, so führten es linke Regionalisten noch während des Spanischen Bürgerkriegs.

Lorenz Jäger (*1951) gelingt es in seinem essayistisch gehaltenen Buch, dem Thema noch einige, bislang wenig beachtete Aspekte abzugewinnen. Seine These lautet: „Gerade weil keine bisherige politische Kombination, keine Dynastie und keine Staatslehre mit dem Hakenkreuz dauerhaft verbunden war, weil es weiter zurückreichte als alle anderen Symbole, war es unverbraucht und konnte zum Zeichen des ganz Neuen werden.“ Jäger beschränkt sich bei seinen Geschichten auf die „maßgeblichen Geister“. Von Rilke, Strindberg und George weiß er Verblüffendes zu berichten. So scheine in einer Erzählung August Strindbergs das Hakenkreuz zuerst in einem „radikal modernen Kontext“ auf. Den sich daran anschließenden Weltbürgerkrieg sucht Jäger ebenfalls durch den pointierten Zugriff zu erhellen: das hakenkreuzverzierte Notizbuch der letzten Zarin, wie Göring das Hakenkreuz für sich entdeckt und die Spekulationen Wilhelms II. über den „swastikalischen Menschen“.

Bei Weißmann geht es um die konkrete Genese dieses Symbols. Er zeigt anhand von unzähligen Abbildungen, wie es zur Politisierung des Symbols kam, wie und warum Hitler das Hakenkreuz als Marke für seine Bewegung einsetzte und betritt zudem einige Nebenpfade, wenn es darum geht ähnliche, als Ersatz für das tabuisierte Hakenkreuz verwendete Zeichen, wie den Dreifuß, zu erläutern. Dadurch wird die völlige Bedeutungsverschiebung, vom Heilszeichen zum „Symbol von Verbrechen und Schuld“ verständlich, was hofentlich der Versachlichung zukünftiger geschichtspolitischer Debatten dient.

Fritz Keilbar

Schöne Literatur

Bernhard Schlink: *Heimkehr*, Zürich: Diogenes 2006. 375 S., Leinen mit SU, 19.90 €

Wenn man das Schelmenstück studiert, das dem promovierten Germanisten Hans Ernst Schneider – geboren 1909 in Königsberg, gestorben 1999 in Oberbayern – gelang, wird es vollends entsetzlich langweilig, Günter Grass beim Häuten seiner blöden Zwiebel zuzusehen. Hans Ernst Schneider, SS-Hauptsturmführer und Abteilungsleiter im Persönlichen Stab des Reichsführers SS, wechselte nach dem Krieg seine Identität und gelangte als Professor Hans Schwerte bis zum Rektorenstuhl der Universität Aachen. Nach seiner Emeritierung nahm er das Bundesverdienstkreuz entgegen, weil er ganz vorbildlich mit seinen belgischen und niederländischen Kollegen kooperiert hatte. So hätte ein Doppelleben ausklingen können, aber 1995 fiel die Tarnung, und aus Schwerte wurde wieder Schneider.

Schneider nun gab stets an, daß er sich längst selbst „entnazifiziert“, gehäutet habe, aber alles das rettete ihn nicht vor der Rache derer, die er hinter das Licht geführt hatte, die nun auch keinen seiner Texte mehr gelten lassen wollten und die Kontamination durch den SS-Geist des „Amtes Ahnenerbe“ plötzlich in jedem Fachurteil aus seiner Feder wittern zu können vermeinten.

Schwerte/Schneider stand Pate für den neuen Roman von Bernhard Schlink, der in diesem Frühjahr erschienen ist und mehrheitlich auf Ablehnung stieß, weil er das Moralisieren läßt und über ein Beschreiben zum Verstehen kommen will. Anders ausgedrückt: Nur wer trotz Verstrickung in die Geschichte lupenrein wirken will, legt Schicht auf Schicht, wird grass moralisch und bewältigt somit recht einträglich ganz öffentlich das Treiben anderer und klammheimlich das eigene. Schlink nun gehört glücklicherweise zu der seltenen Sorte Autor, die es

sich mit dem Urteilen nicht so leicht machen.

„Heimkehr“ also heißt sein jüngstes Werk, das die Suche eines jungen Manns nach dem Ende eines Romans erzählt, dessen Anfang und Mittelteil er als Kind gelesen hatte. Natürlich findet der Mann dabei seine eigene Herkunft, seinen Vater und seinen inneren Frieden. Den Schluß des Romans findet er nicht, aber das ist angesichts all dessen, was ihm unverhofft zukommt, nicht weiter schlimm. Schwerte/Schneider kommt erst im letzten Viertel ins Spiel, dann aber mächtig: Im Gegensatz zum Vorbild aus dem wahren Leben der BRD kann im Roman dem Enttarnten seine Enttarnung nicht viel anhaben: Zu verzwickt stellt sich die Frage, was „wahres Leben“ eigentlich sei. Aus der Kritik an Schlink lernt man einmal mehr: Es gibt zwölf Jahre, in denen alles eindeutig gewesen sein soll. Wie naiv! Von Eindeutigkeit kann in und außerhalb des Romans nur dort die Rede sein, wo es um das fraglos wahre Leben eines Kindes geht. In „Heimkehr“ spielen diese einfältigen Jahre in der Schweiz – wunderschön, wahr, spannungslos.

Hartmut Lange: *Der Wanderer*, Zürich: Diogenes 2005. 118 S., Leinen mit SU, 17.90 €

Die ersten sechs Monate dieses Jahres gehörten der Arbeit an dem Buch *20 Jahre Junge Freiheit*, und diese Arbeit bedeutete zunächst eine kursorische Lektüre vor allem der Aufbruchsjahrgänge der *JF* nach 1989. In Ausgabe 5/1994 findet sich auf Seite 12 ein Text unter der Überschrift „Resultat der Entortung“, geschrieben von dem Schriftsteller Hartmut Lange und in der Unterüberschrift angekündigt als „Kritik an dem Versuch einer ‚neurechten‘ Sinnsuche“. Der Text beschäftigt sich mit Hans-Dietrich Sanders Buch *Die Auflösung aller Dinge* und interpretiert dessen Versuch einer Gesamtdeutung der Moderne über die entortete Geistigkeit der Juden als Sackgasse, in die sich eine

Neue Rechte nicht begeben dürfe. Nicht der ewige Ahasver sei schuld am Riß zwischen Ort und Geist, den die Deutschen erlitten hätten, sondern die weitergetriebene Selbsterkenntnis des Menschen an sich, für Lange gipfelnd in der Existenzphilosophie des frühen Heidegger und im Schlüsselatz: „Dasein heißt – Hineingehaltenheit in das Nichts“. Dies müsse für eine Neue Rechte der irritierende Ausgangspunkt des Denkens sein, und Lange deutet einen Weg an: „Die Idee einer Volksgemeinschaft, einer Nationalkultur, das Bedürfnis nach Familie, Heimat, Kameradschaft, meinestwegen auch staatspolitischer Geborgenheit, werden um so kostbarer, je eindringlicher wir wissen, daß dies alles gegen unsere grundlos geworfene Existenz errungen werden muß und nicht gegen einen rassistischen oder sozialpolitischen Feind, den wir nur allzu gern und allzu rasch auf die andere Seite der Barrikade setzen.“ Oder kurz gesagt: Hartmut Lange empfiehlt uns Heidegger nicht zur Lektüre, weil die Linken ihm seine nationalsozialistische Phase nicht verzeihen können und er einfach uns gehört, sondern weil er das begriffliche Handwerkszeug für die Deutung der Moderne bereitgestellt hat.

Hartmut Lange veröffentlichte, als er den Text für die *Junge Freiheit* verfaßte, bereits bei Diogenes. Dort ist sein Werk – meist Novellen – auf knapp zwanzig Bände angewachsen. Das bisher letzte heißt *Der Wanderer*, und ist wiederum eine Novelle, in der die Hauptfigur einen Lebensweg sucht und nicht findet. Der Schreibstil ist beinahe blutleer, hat etwas Depressives, Lauschendes, Karges, und die Regungslosigkeit und Schwächlichkeit der Figuren kann einen rasend machen. Konsequenter aber kann man die Problematik des geglückten Lebens nicht darstellen: Sie liegt bereits in der Geworfenheit des Einzelnen und sollte zunächst nicht auf äußere Umstände abgewälzt werden.

Götz Kubitschek

Der letzte Liberale

Ernst Nolte: *Die Weimarer Republik. Demokratie zwischen Lenin und Hitler*, München: Herbig 2006. 487 S., geb, 29,00 €

Finster ist das Panorama, das der große Einsame der deutschen Geschichtswissenschaft in seinem jüngsten Werk ausbreitet. Nicht einmal ein Hauch der Goldenen Zwanziger weht mehr herüber: ein Zeitalter der Angst tut sich vor uns auf. Mit unerbittlicher Nüchternheit richtet Ernst Nolte seinen Blick auf die politisch-ideologische Anatomie der Weimarer Republik und verbietet sich jede Ausschweifung in deren flirrende Kultursphäre. Der Zangengriff von Lenin und Hitler drängte die politischen Parteien der Mitte zu bloßen instabilen Zweckbündnissen, nicht jedoch zu einem wehrhaften Kraftzentrum zusammen – allzu mächtig strebten ihre ideologischen Profile auseinander. Dagegen beschwört Nolte die verspielten Chancen für eine antibolschewistische Einheitsfront aus konservativen und liberalen Kräften, die jene vor einer extremistischen Radikalisierung hätte bewahren können. Und doch scheint über dieser Krisenzeit ein Verhängnis gewaltet zu haben: Daß die Weimarer Republik aus der Niederschlagung einer radikalen Revolution geboren wurde, deren Geist als fortwährende Bedrohung ihres Bestehens stets gegenwärtig blieb, mußte gegenrevolutionäre Kräfte ebenso radikaler Natur freisetzen, die zum Untergang nicht nur der ersten deutschen Demokratie, sondern am Ende des Deutschen Reiches selbst führen sollten. Als engagierte Zeitzeugen ruft Nolte die großen Geschichtsdenker, aber auch kleine Broschürenliteraten jener Jahre auf, nicht ohne sein um allseitiges Verstehen bemühtes Werk mit einem skeptischen Resümee der aktuellen Forschungsliteratur zu beschließen.

Siegfried Gerlich

Deutsche und Juden

Konrad Löw: „*Das Volk ist ein Trost*“. *Deutsche und Juden 1933–1945 im Urteil der jüdischen Zeitzeugen*, München: Olzog 2005. 384 S., geb, 34,00 €

Zu den ewig jungen Fragen über das Dritte Reich zählt das Verhältnis der Deutschen zu den Juden während deren Verfolgung durch das NS-Regime. „Das Volk ist ein Trost“, dieses Zitat aus den Aufzeichnungen von Jochen Klepper, wählt Konrad Löw als programmatischen Titel für sein neues Buch, in dem er das Verhältnis gewöhnlicher Deutscher aus der Sicht der jüdischen Zeitzeugen darstellt. Auch Victor Klemperer hat in ähnlich allgemeiner Form in seinen Tagebüchern geschrieben, das „Volk empfinde die Judenverfolgung ohne Zweifel als Sünde“. Löw kann auf Hunderte solcher und ähnlicher Zitate zurückgreifen, die das in letzter Zeit häufig in den Medien und manchmal auch von Historikern vorgestellte Bild einer positiven Identifikation der Deutschen mit der Judenverfolgung deutlich in Frage stellen. Die Wirklichkeit war, wie so oft, wesentlich vielschichtiger. Gewaltsame Ausschreitungen und Deportationen trafen bei den Deutschen auf Ablehnung. Die Absurditäten der Nürnberger Rassegesetze, die manchen zum Juden erklärten, der davon noch nie gehört hatte und sich selbst etwa als deutschnational orientierter Christ empfand, und zudem Tausende, die nach jüdischen Gesetzesvorschriften keine Juden waren, provozierten breiten Widerwillen. Löw hat andererseits wohl bewußt darauf verzichtet, die durchaus vorhandenen Vorbehalte und die teilweise im Volk existierende Ablehnung des Judentums ebenfalls zu dokumentieren. So entsteht ein pauschales positives Gegenbild zu den sonst oft erhobenen pauschalen Anschuldigungen. Es werden sich die Richtigen darüber aufregen.

Stefan Scheil

Bomben als Verbrechen

Anthony Clifford Grayling: *Among the Dead Cities. Was the Allied Bombing of Civilians in WWII a Necessity or a Crime?* London: Bloomsbury 2006. 361 S., geb, 20,00 £

Die Diskussion um Jörg Friedrichs *Brand* ist noch in Erinnerung. Friedrich schilderte plastisch die Greuel des Bombenkriegs gegen deutsche Städte, doch blieb seine kriegsrechtliche und moralische Beurteilung der Verantwortlichen seltsam unentschieden. Der renommierte englische Philosoph Grayling hat es nun unternommen, hier Klarheit zu schaffen, indem er die von den Historikern nicht zureichend behandelte Urteilsfrage klären will.

Grayling zieht die im Nürnberger Prozeß gewonnenen Maßstäbe heran, um die alliierten Luftangriffe in deren Lichte zu bewerten. Er geht sorgfältig vor, rekapituliert einschlägige Fakten zum Bombenkrieg, zur Sicht der Deutschen, schildert eingängig den „Geist der Bomber“ und weist auf die Unterschiede amerikanischer und britischer Bomberstrategien hin (im Anhang findet sich zudem eine fast 50 Seiten umfassende und bedrückende Liste aller RAF-Luftangriffe auf Deutschland mit Opferzahlen beider Seiten). Im weiteren erläutert Grayling, der sich von einem wohlfeilen Pazifismus fernhält und militärische Notwendigkeiten überzeugend in Rechnung stellt, mit beachtenswerter Nüchternheit, warum die alliierte Praxis des Flächenbombardements moralisch verwerflich war.

Graylings Ergebnisse sprechen eine klare Sprache und sind für einen britischen Autor bemerkenswert: Flächenbombardements waren unnötig, sie waren unverhältnismäßig, sie verletzten humanitäre Prinzipien des Abendlandes, so daß nur die Schlußfolgerung gelten könne, sie stellten ein großes moralisches Übel dar.

Till Kinzel

Dekonstruktion einer Jugend

Sönke Zankel: *Die WEISSE ROSE war nur der Anfang. Geschichte eines Widerstandskreises*, Köln: Böhlau Verlag 2006. 215 S., geb, 20 sw Abb., 22.90 €

Es ist wenig verblüffend, daß die Mitglieder des Widerstandskreises, der als „Weiße Rose“ in die Geschichte einging, zunächst NS-Anhänger waren, wenn man bedenkt, daß das damals auf fast alle Jugendlichen zutraf. Ein solches Bekenntnis diente manchmal nur zur Emanzipation vom Elternhaus, wie nicht zuletzt der Fall Grass zeigt. Bei den Geschwistern Scholl ist die Sachlage eine andere, da es sich bei ihnen nicht um Mitläufer handelte.

Deren heutige Heldenverehrung zu dekonstruieren, hat sich Sönke Zankel vorgenommen. Die guten Vorsätze sind da: Er will die Akteure der „Weißen Rose“ schildern, wie

sie wirklich waren. Das heißt zum einen die Aussagen der Zeitzeugen kritisch hinterfragen, zum anderen das Denken und Handeln des Kreises nicht mit den Maßstäben der „ruhigen Bundesrepublik“ messen. Er vertritt die These, daß zumindest die Geschwister Scholl am Tag ihrer Verhaftung unter Drogeneinfluß standen, was ihre widerstandslose Festnahme und das umfassende Geständnis, das beide trotz korrekter Behandlung durch die Gestapo ablegten, erklären soll. Der Stellung der „Weißen Rose“ zur Judenfrage widmet Zankel besondere Aufmerksamkeit. Der Minimalvorwurf lautet Antijudaismus, was aber mit dem katholisch geprägten Umfeld gleichsam entschuldigt wird.

Wenn Zankel hier den Anschein erweckt, als könne er sich in die Zeit der frühen vierziger Jahre hineinversetzen, so trägt dieser: Er bemängelt, daß Scholl sich nur auf die deutschen Opfer bezieht und keine multinationale Perspektive eröffnet. Aber auf

wen als das eigene Volk sollte er sich sinnvoll beziehen, wenn gegen den Rest der Welt Krieg geführt wird? Ebenso wenig kann Zankel verstehen, daß sich die Hoffnungen des Kreises auf eine Elite gründeten und verschweigt dabei, daß es angesichts der Massenbewegung des NS keine andere Alternative gab. Daraus wird auch deutlich, warum mit dem „demokratischen Politikanthron“, den die Gruppe seit Ende 1942 vertrat, nicht die Weimarer Demokratie gemeint sein konnte: Hitler hatte bei den Wahlen mehrfach die Stimmenmehrheit erhalten.

Zankels Versuch, die unnahbaren Helden zu greifbaren Menschen zu machen, wird dem Gegenstand nicht gerecht. So wichtig die Einsicht in die Unwägbarkeiten menschlicher Biographien ist, so wenig erklärt sie uns, warum jemand mehr wollte als alle anderen. Das wäre die entscheidende Frage.

Fritz Keilbar

Preußen als Vorbild

„Es gibt kein besseres Mittel, sich eine genaue Vorstellung von der Gegenwart zu machen, als Beispiele aus der Geschichte zur Vergleichung zu wählen.“

(Friedrich der Große als Kronprinz 1738)

Zweimal in der jüngeren deutschen Geschichte haben sich die Regierungen für eine freie Marktwirtschaft entschieden: Preußen am 17. Januar 1845 und die Bundesrepublik Deutschland am 21. Juni 1948. Zweimal gab es ein Wirtschaftswunder. Doch die Marktwirtschaft in Preußen-Deutschland war erfolgreicher. Nach einer Zeit von Armut und Elend erklomm Deutschland in Wissenschaft und Industrie bis zum Jahre 1890 die Weltspitze.

In dem Buch werden beide „Marktwirtschaften“ miteinander verglichen, es enthält daher viele Anregungen zum Nachdenken.



Preußen und die Marktwirtschaft

Hardcover

160 Seiten

ISBN 3-7892-8187-5

EUR 9,90

erscheint im November 2006



Preußen und die Wurzeln des Erfolgs

2. überarbeitete Auflage

2005, Hardcover

376 Seiten

ISBN 3-7892-8176-X

EUR 22,-

Deutschland gehörte Anfang des 20. Jahrhunderts unter dem Einfluss Preußens zu den führenden Wirtschafts- und Wissenschaftsnationen. Der Autor untersucht die Gründe für den einmaligen Erfolg und kritisiert und widerlegt gleichzeitig die allgemeinen Vorurteile gegenüber der preußisch-deutschen Geschichte wie Militarismus, obrigkeitstaatliche und autoritäre Verformung. Seine Analysen reichen bis zu den Wurzeln: Adel, Pietismus und Aufklärung. Dazu nennt er Zahlen und Daten, die weder in Schulbüchern, historischen Werken noch in den Medien vorkommen.

Ehrhard Bödecker, geboren 1925 in Zwickau, studierte Recht, Wirtschaft und Geschichte in Berlin und USA. Amtsrichter, Verwaltungsrichter und Rechtsanwalt. Seit 1966 selbstständiger und erfolgreicher Privatbankier in Berlin. Seit 1995 im Ruhestand. Im Jahr 2000 eröffnete er sein eigenes „Brandenburg-Preußen-Museum“ in Wustrau.

Fehlgriff

Ernst Reuß: *Gefangen! Das Schicksal sowjetischer Kriegsgefangener im Zweiten Weltkrieg*, München: Olzog 2006. 224 S., kt, 15.90 €

Es gibt Bücher, deren Erscheinen in mehr als einer Hinsicht überraschend ist: wegen des Inhalts, wegen der Aussage und wegen des Verlags, der sie herausbringt. *Gefangen!* ist solch ein Buch. Beginnen wir mit dem Inhalt: Es soll um die sowjetischen Kriegsgefangenen in deutscher Hand gehen, weil es sich um ein bis dato unterbelichtetes Thema handelt. Der Verfasser glaubt, entscheidend Neues beitragen zu können. Dieses Neue besteht darin, ein völlig einseitiges Bild des deutschen Verhaltens gegenüber der sowjetischen Zivilbevölkerung und gegenüber den gefangenen Rotarmisten zu zeichnen, dessen Berechtigung aus der Authentizität eigener Erinnerungen an die NS-Zeit abgeleitet wird.

Die besonderen Umstände des Krieges gegen die Sowjetunion kommen nirgends zum Tragen. Zu welchen aberwitzigen Aussagen das führt, ist auch der besonderen Art des „Aufrechnens“ im Schlußteil zu entnehmen: „Während Deutsche in der Sowjetunion zumeist gemäß den Genfer Konventionen behandelt wurden, waren die Deutschen nichtnichten an einer menschenwürdigen Behandlung sowjetischer Kriegsgefangener interessiert ... Im Gegensatz zur zumindest teilweise geplanten, systematischen Vernichtung von gefangenen sowjetischen ‚Untermenschen‘ lassen sich die häufigen Todesfälle von deutschen Kriegsgefangenen, insbesondere unmittelbar nach Stalingrad, weitgehend mit der Auszehrung und dem schlechten Gesundheitszustand der deutschen Soldaten nach diesen langen Kämpfen erklären.“ Bleibt die Frage, warum dieses Buch im Olzog-Verlag erscheinen konnte, der doch für ein gediegenes zeitgeschichtliches Programm konservativer Ausrichtung steht.

Karlheinz Weißmann

Neubeginn

Der Neubeginn. Deutschland zwischen 1945 und 1949, Hamburg: Ellert & Richter 2005. 255 S., geb, 24.95 €

Zum Teil großformatig mit Bildmaterial ausgestattet, präsentiert der Band anschaulich zahlreiche Facetten der Nachkriegszeit. Einen gemischten Eindruck hinterlassen allerdings die Beiträge. Arno Surminski verweist in seiner Einleitung lakonisch knapp darauf, daß sich die Mehrheit der Deutschen 1945 nicht befreit gefühlt hatte und bemerkt ebenso knapp: „Die Umstände der Befreiung waren auch nicht so, daß sie Anlaß zur Freude geben konnten; vor allem im Osten ereignete sich viel Schreckliches“, ohne dies indes näher auszuführen. Dagegen findet der Hamburger Historiker Axel Schildt, es sei selbstverständlich „objektiv eine Befreiung“ gewesen, die sich im Mai vollzog, und seine Einschätzung, es habe immerhin vier Jahrzehnte gebraucht, ehe Bundespräsident von Weizsäcker offen von einer Befreiung gesprochen habe, zeigt, daß er die Position von Weizsäckers teilt.

Aufschlußreich ist der Beitrag von Mathias Beer über Alteingesessene und Flüchtlinge, der das unter Knappheitsbedingungen zwischen diesen herrschende Spannungsverhältnis verdeutlicht. Rüdiger Overmans sagt über die „Rheinwiesenerlager“, ihr schlechter Ruf sei berechtigt gewesen, „weil die Zustände dort tatsächlich menschenunwürdig waren“; unberechtigt sei der Ruf gewesen, weil die anderen Lager der Amerikaner „keineswegs prinzipiell besser waren“. Bedenklich stimmt dagegen, daß im Beitrag von Josef Schmid über die frühe Schulddebatte en passant Hans Rothfels als „Totengräber der Weimarer Republik“ und „Wegbereiter der nationalsozialistischen Ideologie“ bezeichnet wird, ohne dafür den Nachweis zu erbringen.

Till Kinzel

Nürnberg

Werner Maser: *Nürnberg. Tribunal der Sieger*, Schnellroda: Edition Antaios 2005. 476 S., zahlreiche Abb., geb, 28.00 €

Der Zweite Weltkrieg war auf allen Seiten mit einer beispiellosen Grausamkeit geführt worden, so daß jedem klar sein mußte, daß sich der Sieger nicht mit einer Reparationszahlung allein zufrieden geben würde. Da jede Kriegspartei zudem im Namen einer für letztgültig erklärten Verfassung der Welt gekämpft hatte, konnte der Krieg nicht ohne Bestrafung eines Hauptschuldigen auskommen. Die Alliierten hatten sich seit Anfang 1942 darauf festgelegt, die Verantwortlichen zur Rechenschaft zu ziehen, ein Jahr später beschloß man die bedingungslose Kapitulation Deutschlands als einzig mögliches Kriegsende. Nachdem diese im Mai 1945 eingetreten war, wurde die Führungselite des Dritten Reiches, so sie nicht durch Selbstmord beendet war, verhaftet und vor dem *Internationalen Militärgerichtshof* in Nürnberg als Hauptkriegsverbrecher angeklagt. Im Oktober 1946 endete der Prozeß mit zwölf Todesstrafen, sieben Haftstrafen und zwei Freisprüchen. Die Auseinandersetzung um das „Tribunal der Sieger“ hält seitdem an, da die juristische Fragwürdigkeit offensichtlich war. Insbesondere, daß die Sowjetunion mit auf dem Richterstuhl saß, gab zu Mißtrauen Anlaß. Nürnberg offenbarte nicht nur die Verbrechen, denen sich die NS-Führung schuldig gemacht hatte, es zeigte auch, daß es den Siegermächten weniger um Gerechtigkeit als um Rache ging. Werner Maser gelingt es, in seinem Buch den Prozeß in allen seinen Facetten zu beleuchten, indem er ihn, der Aufgabe eines Historikers gemäß, aus den Quellen rekonstruiert, seinen Verlauf fesselnd erzählt und ihn schließlich als historisches Ereignis einordnet.

Fritz Keilbar

Argumente von Baader, Bouillon, Habermann, Hoppe, Hülsmann, Radnitzky, Weede und vielen mehr jeden Monat in:

eigentümlich frei

INDIVIDUALISTISCH KAPITALISTISCH LIBERTÄR



Nichts für die Masse!



Capital!sta

Bücher von Burke, Erhard, Gómez Dávila, Hayek, Kuehnelt-Leddihn, Mises, Tocqueville und vielen anderen mehr!

Libertäre Zeitschrift: www.ef-magazin.de
Liberaler Literaturladen: www.capitalista.de

Vergessener Krieg

Rolf Steininger: *Der vergessene Krieg. Korea 1950–1953*, München: Olzog 2006. 247 S., kt, 93 Abb., 6 Faksimiles, 4 Ktn, 24.90 €

Als „vergessenen Krieg“ hat man den Koreakrieg in den USA bezeichnet, irgendein Mittleres zwischen dem „guten“ Zweiten Weltkrieg und dem „schlechten“ Vietnamkrieg. Erst 1995, zwölf Jahre nach Errichtung des Denkmals für die amerikanischen Gefallenen in Vietnam, wurde noch ein *Korean War Veterans Memorial* eingeweiht. Daß der Koreakrieg damit einen Platz im kollektiven Gedächtnis der Amerikaner erhalten hätte, wird man aber nicht behaupten können: Die Wiederkehr des fünfzigsten Jahrestags von Kriegsbeginn oder Waffenstillstandsabschluß blieb weitgehend unbeachtet. Das ist umso bedenklicher, als der Koreakrieg eine wichtige Veränderung in der Konstellation des Kalten Krieges markierte. Diese These wird nun von Rolf Steininger in einer ebenso gründlichen wie lesbaren Einzelstudie genauer begründet. Durch den Koreakrieg trat der Kalte Krieg zwischen den USA und der Sowjetunion beziehungsweise zwischen westlichem und östlichem Block in seine „formative Phase“: Damals zeigte sich, trotz des anfangs überraschend erfolgreichen Vorstoßes der Amerikaner auf Nordkorea, und trotz der Befreiungsrhetorik der *roll back*-Politik, daß ein militärischer Schlag der Vereinigten Staaten gegen das sowjetische Imperium aussichtslos war. Zukünftig beschränkten sich die Supermächte auf Stellvertreterkriege, für die der Koreakrieg auch ein Modell abgab. Gerade das Patt, das in der Teilung des Landes symbolisch zum Ausdruck kam, hat, folgt man Steininger, „den Lauf der Geschichte in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts nachhaltig beeinflusst, wenn nicht sogar bestimmt“.

Karlheinz Weißmann

Gerechter Präventivkrieg?

D. Liam O’Huallachain/ J. Forrest Sharpe (Hrsg.): *Neo-Conned! Just War Principles: A Condemnation of War in Iraq. Asserting the traditional Christian just war doctrine against the neoconservative caricature that masks violence and aggression*, Virginia: Light in the Darkness Publications 2005. 447 S., geb, 25.95 \$

In Europa war die Skepsis gegenüber der Rechtfertigung des Irakkrieges durch die US-Regierung ohnehin von Anfang an stark ausgeprägt, inzwischen aber wird auch unter amerikanischen Kongreßabgeordneten, die für den Krieg gestimmt hatten, gefragt, ob man einer gezielten Täuschungsmaßnahme der Regierung zum Opfer gefallen ist. Als Hauptverantwortliche für die desaströse US-Politik wurden dabei die sogenannten Neokonservativen ausfindig gemacht, die in der Bush-Regierung einen bisher nie gekannten Einfluß geltend machen konnten. Was bisher weniger ins Auge fiel, ist die Kritik, die aus klassisch-konservativen sowie katholischen Kreisen – die nicht als unpatriotisch gelten können – an der Außenpolitik Bushs geübt wurde und wird. Die Autoren haben in mancher Hinsicht divergente Positionen, sind sich aber einig darin, daß die klassisch-christlichen Prinzipien des gerechten Krieges mit den entsprechenden Kriterien im Falle des Irakkrieges nicht erfüllt waren und sind. Der Krieg müsse daher als völkerrechtswidrig angesehen werden. Die Autoren – dies ist eine Stärke des Bandes – sind nun keineswegs Pazifisten, die sich Illusionen über die Möglichkeit friedfertigen Lebens machen, sondern nehmen die neuen Bedrohungen des Friedens in der Welt sehr ernst. So bieten sie keine leichten und wohlfeilen Antworten, sondern ringen darum, Grenzen für die neuen Methoden der Kriegführung zu finden, die mit Gerechtigkeit und Wahrheit übereinstimmen.

Till Kinzel

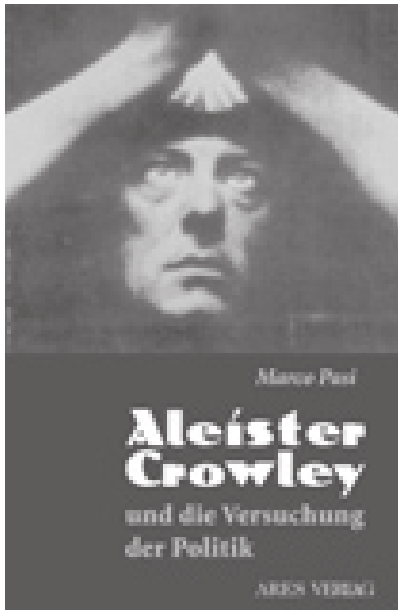
Schlafstörung

Bruce Bawer: *While Europe Slept. How Radical Islam Is Destroying the West from Within*, New York u.a.: Doubleday 2006. 256 S., geb, 18.45 €

Das Buch reiht sich ein in die aktuelle Hochkonjunktur von Titeln mit radikalliberaler Stoßrichtung gegen den Islam. Bawer geißelt die *political correctness*, die multikulturelle Ideologie, den Opportunismus und die Skrupellosigkeit des europäischen Medien-Establishments, die demographische Blindheit, die falsche Sentimentalität gegenüber Immigranten, deren Sozialmißbrauch, rechtliche Besserstellung und so fort. Das – stark idealisierte – amerikanische Konzept von Integration auf der Basis individueller Freiheiten, Aufstiegschancen und ethnischer Vermischung (*melting pot*) wird dem europäischen Modell der Toleranz auf der Basis ethnischer „Versäulung“ als Vorbild entgegengehalten. Bawer zeigt eine deutliche Sympathie für populistische und rechtsliberale europäische Parteien und Personen, insbesondere Pim Fortuyn. Das Buch lebt von den anschaulichen, zum Teil schockierenden Schilderungen persönlicher Erfahrungen und Eindrücke. Die biographische Ironie Bawers besteht darin, daß er als Homosexueller vor der religiösen (christlichen) Rechten aus den USA in das als „tolerant“ wahrgenommene Europa geflüchtet war, um hier auf eine noch viel bedrohlichere religiöse (islamische) Rechte zu stoßen, die allerdings – im Gegensatz zu den USA – dazu noch im Bündnis mit dem sozialdemokratischen Establishment steht. Den heraufdämmernden „Weimar Moment“ sollten die Europäer für eine energische „liberal resistance“ nutzen, sonst bliebe ihnen danach nur noch die Wahl zwischen „totaler Unterwerfung oder Massenvertreibung“. Fazit: Das perfekte Geschenk für liberale Freunde und Bekannte.

Christoph Kramer

POLITIK UND ZEITGESCHICHTE



ISBN
3-902475-14-5
ISBN
978-3-902475-14-5
Marco Pasi
**ALEISTER
CROWLEY UND
DIE VERSUCHUNG
DER
POLITIK**
344 Seiten, zahl-
reiche S/W-
Abbildungen,
Hardcover

Aus dem
Italienischen von
Ferdinand Leopold
€ 24,90 / sfr 43,70

Aleister Crowley (1875–1947) war einer der bekanntesten Magier und Okkultisten des 20. Jahrhunderts. Sein Einfluß reicht heute bis in die verschiedensten Zweige der Esoterik und der populären Musik. Sowohl während des Ersten wie des Zweiten Weltkriegs ist Crowley in geheimdienstlichen Agenden zu finden, etwa im Zusammenhang mit dem mysteriösen Flug von Rudolf Heß nach Schottland, wie Pasi beweist.



ISBN
3-902475-26-9
ISBN
978-3-902475-26-8
Franz Uhle-Wettler
**HÖHE- UND
WENDEPUNKTE
DEUTSCHER
MILITÄR-
GESCHICHTE
Von Leuthen bis
Stalingrad**
350 Seiten, ca. 8
Farbbildseiten, zahlr.
S/W-Abbildungen,
Hardcover
€ 19,90 / sfr 34,90

Der Autor, promo-
vierter Historiker

und Generalleutnant a. D., schildert in seinem neu überarbeiteten Werk wichtige Wendepunkte der jüngeren deutschen Militärgeschichte anhand von acht Schlachten: Leuthen (1757), Valmy (1792), Waterloo (1815), Vionville-Mars la Tour (1870), Tannenberg (1914), der Schlacht am Skagerrak (1916), dem Westfeldzug (1940), Kreta (1941) und Stalingrad (1942/43). Erweiterte Neuaufgabe!



ISBN
3-902475-25-0
ISBN
978-3-902475-25-1
Michael Ellenbogen
**GIGANTISCHE
VISIONEN**
Architektur und
Hochtechnologie
im National-
sozialismus
280 Seiten, ca. 170
S/W-Abbildungen,
Hardcover
€ 19,90 / sfr 34,90

So gigantisch die vom Dritten Reich verwirklichten oder geplanten Bauprojekte waren, so wenig kommt ihnen eine isolierte Stellung in der Architekturgeschichte zu – vergleicht man sie mit den Repräsentationsbauten der Stalin-Zeit, den beginnenden Hochhausprojekten in Amerika oder den Visionen eines Architekten wie Le Corbusier. Neben der Architektur werden waffentechnische Großprojekte behandelt, die nicht nur wegen ihres Gigantismus ins Auge fallen, sondern zum Teil auch wegen ihrer visionären Kühnheit.



ISBN
3-902475-32-3
ISBN
978-3-902475-32-9
Werner Bräuninger
**„ICH WOLLTE
NICHT DANEBEN
STEHEN ...“**
Lebensentwürfe
von Alfred Bäumler bis Ernst Jünger
Essays
330 Seiten, ca. 40
Fotos, Hardcover
€ 19,90 / sfr 34,90

So gut auch die Zeit des Dritten Reiches erforscht ist, so wenig bekannt ist die Mentalitätsgeschichte dieser Zeit, insbesondere, was die Motive und geistigen Hintergründe jener konservativen und rechten Intellektuellen betrifft, die nur zu oft zwischen Hingabe, innerer Emigration und offenem Widerstand schwankten. 14 Essays über Vertreter der „Inneren Emigration“, NS-Dissidenten und Bruchlinien jener Zeit.

ARES VERIAG GmbH

Erhältlich in Ihrer Buchhandlung oder gleich direkt im Versand über: Bücherquelle Buchhandlungsgesellschaft m.b.H., Hofgasse 5, A-8011 Graz,
Tel.: +43/316/821636, Fax: +43/316/835612, E-Mail: office@buecherquelle.at, www.buecherquelle.at

Evas Prinzip

Eva Herman: *Das Eva-Prinzip. Für eine neue Weiblichkeit*. München: Pendo 2006. 264 S., geb, 18.00 €

Lassen wir einmal die Frage beiseite, ob in Wahrheit nicht Christine Eichel anstelle von Eva Herman für die anspruchsvolleren Absätze dieses Buches verantwortlich zeichnet. Lassen wir auch die ziemlich speziellen Auslassungen Hermans zu Erziehungsfragen und Orgasmustheorien beiseite, die dies Buch streckenweise unnötig aufblähen. Gleiches gilt für Vita und bisheriges Werkverzeichnis der heiratsfreudigen Pink- und Rosafreundin Herman – Schwamm drüber. Grandios ist weniger das Buch, das wenig bietet, was wir nicht ohnehin längst wußten, grandios ist die öffentliche Debatte, die durch das Eva-Prinzip angezettelt wurde. Hat man je die weibliche Medien- und Meinungsriege so besinnungslos geifern sehen wie hier, wo der tönernerne Kern des karrierestrebenden Selbstverständnisses radikal angegriffen wurde? Ja, das Herman-Buch über feministische Karrieregeilheit und seelisch verkrüppelte Krippenkinde erfrischt durch seine Radikalität. Für postmodernes Wenn und Aber und die Gültigkeit des individuellen Marktes der Möglichkeiten auch für Frauen läßt das Autorinnen-Duo in seinem Plädoyer für Kind und Küche wenig Platz. Und wenn doch, wird all das kurzerhand entkräftet und als Ausrede entlarvt. Ob Gleichstellungswünsche oder kinderlose Lebensentwürfe: Sie sind wissenschaftlich nicht haltbar oder wider die Gesetze der Natur, punktum. Man darf Harald Schmidt zitieren, der befand, Herman schreibe so, wie de Beauvoir geschrieben hätte, wäre sie nicht unter den schlechten Einfluß Sartres geraten. Daß das alles der Generation Alice Schwarzer tüchtig stinkt, ist klar. Wie schön, daß der knöchernerne Haufen mal aufgemischt wird.

Ellen Kositzka

Hurra, wir sind Elite

Malte Herwig: *Eliten in einer egalitären Welt*, Berlin: Wolf Jobst Siedler 2006. 188 S., geb, 18.00 €

Wenn man die knappe biographische Notiz über Malte Herwig im Umschlag des Buches liest, kann man sich unschwer erklären, warum der Autor über Eliten schreibt: Studium in Oxford und Harvard, Promotion in Oxford. Und tatsächlich gibt es bei Herwig viele richtige Beobachtungen zu fatalen Folgen der Gleichmacherei im Schulwesen, zur Fehlsteuerung der Universitäten durch Bürokratie und Machbarkeitswahn, zur Einseitigkeit der pädagogischen Wünsche von Industrie und Wirtschaft, kontrastiert mit elegischen Bemerkungen zum angelsächsischen Campus und zur Bildungshöhe deutschen Bürgertums in der Vergangenheit. Aber jenseits der Deskription läßt uns der Autor allein. Die Rezepte, die er anbietet, sind jedenfalls nichts weniger als überzeugend. Das hat seinen Grund einerseits in der Scheu davor, die Verantwortlichen für das Desaster beim Namen zu nennen, und andererseits in der Angst, die Härte der Alternativen deutlich zu bezeichnen. Hier zeigt sich, daß Herwig von derselben Schwäche befallen ist, die er bei anderen geißelt: der Angst vor der Auslese als dem Akt, der der Bildung jeder Elite zugrunde liegt. So liest man mit wachsendem Unmut die Erbaulichkeiten des Schlußkapitels, das allen Ernstes die PISA-Studie referiert, den Rückgriff auf die Begabungsreserven größerer Einwanderermassen vorschlägt und in den Sätzen endet: „Wir brauchen eine Bürgergesellschaft, in der wir alle zu Citoyens werden und gemeinsam an einem Strang ziehen, anstatt uns in unsere statusversessene Nischenexistenz zu verkriechen und unsere Besitzstände zu hüten. Wenn jeder sein Bestes gibt, dann gehören wir alle zur Elite.“

Karlheinz Weißmann

Berlin-Institut

Steffen Kröhnert, Franziska Medicus und Reiner Klingholz: *Die demographische Lage der Nation. Wie zukunftsfähig sind Deutschlands Regionen?* München: dtv 2006. 191 S., br, 10.00 €

Dieses Buch gehört in die Hände eines jeden, der mitreden will über Deutschland. Das 2000 gegründete *Berlin-Institut für Bevölkerung und Entwicklung* hat sämtliche Landkreise und kreisfreien Städte hinsichtlich ihrer „Zukunftsfähigkeit“ durchleuchtet. Als Kriterien galten unter anderem Kinderzahl, der Anteil Unter-35jähriger, verfügbares Einkommen, kommunale Schulden, die Anzahl der Sozialhilfeempfänger, der Schulabgänger ohne Abschluß und der Anteil der Hochqualifizierten innerhalb der jeweiligen Bevölkerung; die herangezogenen Zahlen fußen auf amtlichen Statistiken. Die Unterschiede sind voraussehbar groß, das bekannte Süd-Nord-Gefälle wird erhärtet, der Osten, mit Ausnahme Sachsens und einzelner großstadtnaher Speckgürtel, erscheint als verlorenes – vor allem: verlassenes – Land. Die zwanzig hoffnungsvollsten Kreise liegen sämtlich in Baden-Württemberg und Bayern, tiefdunkel sieht es vor allem für Sachsen-Anhalt aus. Über einzelne Kategorien des dehnbaren Begriffs „Zukunftsfähigkeit“ kann man sicher streiten, zuvörderst über die Bewertung der Frauenerwerbstätigkeit und der Ausländerintegration. Warum ausgerechnet jene Kreise, die mit den Schulnoten sehr gut oder gut in Bezug auf ihren Anteil berufstätiger Frauen bewertet werden, sowohl ökonomisch als auch demographisch zu den Letztplatzierten gehören und umgekehrt solche Kreise, die schlechte Noten in Bezug auf Bildungschancen für Ausländer einfahren, trotz dieser Einbußen als Boomregionen bewertet werden, sollte kein Rätsel sein, sondern der Entschärfung ideologischer Raster dienen.

Ellen Kositzka

Von der Geschichte zur „Urtradition“

Leopold Ziegler: *Briefe und Dokumente* (Gesammelte Werke in Einzelbänden; 5), Würzburg: Königshausen & Neumann 2006. 398 S., geb, 38.00 €

Ein Vergessener deutschen Geistes ist der Religionsphilosoph Leopold Ziegler (1881–1958) aus Karlsruhe. Nach kurzem Ruhm zwischen 1920–1933 konnten auch Nachkriegsehungen im Zeichen der Abendlandidee“ sein dickleibiges Spätwerk kaum populär machen, was verständlich wie zu bedauern ist. *Verständlich*, weil der akademische Außenseiter einen eklektisch überdeterminierten Diskurs führte und dies in einem unverdaulichen Idiom. *Bedauerlich* hingegen, weil universitäre Fachphilosophie „starkes“ Denken und die originellen Themen des eigenwilligen Selbstdenkens nicht ersetzt. So ist das idealistische Projekt einer Neuedition Zieglers in Einzelbänden uneingeschränkt rühmend wert. Nach den Hauptschriften zum Wandel der Gottesidee und zum Buddhismus und nach zwei Einzelkorrespondenzen ist dies nun der dritte Sammelband. Er vereint ganz unterschiedliche Adressaten: bürgerliche Literaten (Ernst, Schäfer, Flake), Fachphilosophen (Cohn, Rikert), illustre Gelehrte wie Friedrich Gundolf und schillernde *enfants terribles* wie Georg Lukács und Theodor Lessing. Alle Zeugnisse fesseln, leuchten sie doch vor allem die dramatischen Umbrüche eines krisenhaften Epochenwandels aus. Spektakulär tritt jedoch der Briefkontakt zu drei Theosophen hervor: René Guénon, Frithjof Schuon, André Préau – zumal im Umkreis der „integralen Tradition“ Zieglers eigenes Denken paradigmatisch Profil gewann. Das belegt seine *Überlieferung* (1936), die Geschichte überführt in eine universale Idee ewiger Erinnerung. Hier liegt sein Beitrag zur deutschen Kultur.

Wolfgang Saur

Hamann als Denker

Thomas Brose: *Johann Georg Hamann und David Hume. Metaphysikkritik und Glaube im Spannungsfeld der Aufklärung* (Europäische Studien zur Ideen- und Wissenschaftsgeschichte; 13), 2 Bde, Frankfurt a.M.: Peter Lang 2006. 795 S., br, 115.00 €

Mit Johann Georg Hamann, dem geheimnisvollen „Magus des Nordens“, hat das 18. Jahrhundert einen der größten deutschen Denker hervorgebracht, der der Aufklärung selbst den Spiegel vorhielt und gegen Kant darauf bestand, Gott als Wesen, nicht als bloßen Begriff zu betrachten. Seine oft nur wenige Seiten umfassenden Schriften gehören zu den kryptischsten der deutschen Literatur. Lobenswert sind daher alle Versuche, die das Denken Hamanns verständlich zu machen suchen. Brose rückt die Religionsphilosophie Hamanns in den Mittelpunkt und schreibt damit ein wichtiges Kapitel der Destruktionsgeschichte der Aufklärung. In seiner lutherisch geprägten Gegnerschaft zur natürlichen Religion bediente sich Hamann, der Apologet des Christentums, auch des Denkens eines skeptischen Freigeistes wie David Hume. Hamanns Auseinandersetzung mit Humes Religions- und Metaphysikkritik wird von Brose gründlich aufbereitet und präsentiert; Hamann und Hume verbinde, so seine These, eine antimetaphysische Wahlverwandtschaft, doch gehe Hamann in entscheidenden Punkten über Hume hinaus. Hamann wendet sich gegen Kant wegen dessen Einengung des menschlichen Wirklichkeitshorizontes; er sieht mit Kierkegaard in der Subjektivität des existierenden Individuums die Wahrheit und Wirklichkeit. Hamanns Denken, vor allem sein Sprachdenken mit der Orientierung an der „gemeinen Volkssprache“, hat noch eine Zukunft, weil es in die Tiefen der Existenz hineinreicht und die Vernunft in der Sprache erkennt.

Till Kinzel

Vor Kolumbus

René Oth: *Bevor Kolumbus kam. Die frühen Entdecker Amerikas*, Stuttgart: Theiss 2006. 192 S., geb, zahlreiche Abb., 24.90 €

Daß Amerika nicht 1492 durch Kolumbus entdeckt wurde, ist bekannt, weniger bekannt ist, daß auch Leif Eriksson noch Vorläufer hatte. Zwar gab es immer schon Spekulationen in bezug auf Überseefahrten, die früher die neue Welt erreichten – von dem sagenhaften Bericht des irischen Mönchs Brendan bis zur Vorstellung, daß Ägypter, Phönizier oder Sumerer Amerika erreichten –, aber die Plausibilität war gering. Erst mit den neueren Methoden der Archäologie und der Genetik scheint es zu gelingen, größere Klarheit zu erhalten, und der Gedanke, die für den Laien sonst schwer erreichbaren Ergebnisse dieser Forschungen lesbar zusammenzufassen, ist aller Ehren wert. Allerdings wird man dem Buch von René Oth den Vorwurf machen müssen, daß es diesen Zweck nur zum Teil erfüllt. Ein Grund dafür ist der fehlende innere Zusammenhalt der einzelnen Texte, ein anderer die Zahl der Lücken (etwa in bezug auf die Thesen von Dietrich Evers). Dennoch bekommt man eine Reihe nützlicher Informationen, die darauf verweisen, daß der amerikanische Doppelkontinent seit der Frühzeit des Menschen von Europa, Asien und Afrika aus Besuch erhielt, wobei sowohl planmäßige Schifffahrt als auch Strömungszufälle und Wanderung über Land eine Rolle spielten. Zahlenmäßig spielten die Migrationen außer der protoindianischen aber keine Rolle; die Ankömmlinge wurden von den „Ureinwohnern“ entweder eingeschmolzen oder – vernichtet. Es bedarf keiner prophetischen Gabe, vorauszusagen, daß dieses sicher nicht das letzte Buch zu einer so spannenden Frage bleiben wird und es vielleicht in absehbarer Zeit durch ein besseres ersetzt werden kann.

Martin Voelkel

Was war deutsch? Teil 3: Der Verein

Kennst Du ein Land, längst multikulturell, längst reich an allem, was ihm widerspricht? Wo die Züge sich verspäten, die Soldaten weich und die Kinder knapp sind? Wo man die Bildung zum brain up, das Diplom zum bachelor und den Beruf zum Job verwurstet hat? Dort hauste einst ein Menschenschlag, der „typisch deutsch“ – so hieß es – war, begabt mit Sekundärtugenden und lichten Momenten: Zähigkeit, Disziplin, Effizienz, Zuverlässigkeit, Innovationskraft und Erfindergeist. Kennst Du das Land? Ich kann't es noch.

Suchte heute ein Ethnologe im alten Europa nach signifikanten Merkmalen jener Alteingesessenen, die früher als „Deutsche“ berühmt, berüchtigt und gefürchtet waren – sie vermochten einst die Welt zu erschüttern –, würde er noch immer fündig. Wollte er Feldstudien am „lebenden Material“ betreiben, müßte er sich allerdings sputen, auch wenn er die grassierenden Prognosen haupt- und nebenamtlicher „Experten“ der Demographie verwerfen sollte. Es gibt gute Gründe, deren biologistische Szenarien mit ihrem klappernden Mechanismus und ihrer finsternen Zwangsläufigkeit grundsätzlich in Frage zu stellen. Ob sich hierzulande Alteingeborene in demographisch ausreichender Zahl tummeln oder nicht: Kein Zweifel kann jedenfalls daran bestehen, daß deren gruppenspezifische Prägung als „Deutsche“ durch den Einfluß der Flimmermedien und den Verzicht auf eine positive Nationalerziehung immer weiter abgeschliffen wird. Jeder Erforscher bedrohter Kulturen weiß freilich, daß er keine starren Systeme vor sich hat, sondern Konstellationen, die im geschichtlichen

Prozeß entstehen, steter Wandlung und mancher zufälligen Fügung unterliegen. Ihm ist bewußt, daß sich Völker auch aus scheinbar aussichtsloser Lage immer wieder neu formieren können, wie nicht zuletzt die Beispiele Indiens oder Chinas zeigen. Er weiß überdies, daß sich manches schneller abschleift als anderes, und kann daher mit Interesse fragen, ob es bei den autochthonen „Deutschen“ Elemente einer kulturellen Tiefenstruktur längerer Dauer gibt, die bestimmte Haltungen und Verhaltensweisen konservieren.

Einem afrikanischen Ethnologen fiel vor einigen Jahren in Deutschland ein Umgang mit Haustieren, insbesondere Hunden auf, wie er ihn aus anderen Kulturzusammenhängen nicht kannte. Dies erheiterte ihn sehr. In politischer Hinsicht anregender ist ein soziales Phänomen, das Karl Kraus als kulturimmanenter Beobachter hiesiger Zustände und Verhaltensweisen Anfang des „Deutschen Jahrhunderts“ aufs Korn nahm: „In Deutschland bilden zwei einen Verein. Stirbt der eine, so erhebt sich der andere zum Zeichen der Trauer von seinem Platze“. Auch der So-

ziologe Max Weber konstatierte damals, seine Zeitgenossen seien Vereinsmenschen „in einem fürchterlichen, nie geahnten Ausmaße“. Konnte man dieses Wesen im 19. Jahrhundert mit Marx noch einer „politischen Soziologie“ des Kapitalismus zuordnen, drängt sich hier eher jene Perspektive einer „politischen Zoologie“ auf, die er seinerzeit noch auf die alten Korporationen anwenden wollte: Man könnte meinen, der Phänotyp des deutschen „Vereinsmeiers“ taugte geradezu als Beleg für die lamarckistische These von der Vererbung kulturell erworbener Eigenschaften.

Ogleich man religiöse Vereine und Berufsvereinigungen schon in der hellenistischen Antike kannte und vereinsähnliche Assoziationen auch andernorts üblich sind, ist die deutsche Vereinskultur auf einzigartige Weise ausgebildet und politisch wirksam geworden. Sieht man von Vorformen ab, ist ihre moderne Gestalt in den „freiwilligen Assoziationen“ des 18. Jahrhunderts neben den traditionellen ständischen Korporationen aufgekommen, um diese dann allmählich abzulösen. Zu jenen neueren Formen eigenverantwortlicher, zweckgebundener Geselligkeit gehörten aufklärerische Lesegesellschaften ebenso wie patriotische Vereine und die sekten- oder ordensähnlichen Geheimbünde der Freimaurer und Illuminaten. Im 19. Jahrhundert hatten sich die Vereine schließlich zu einem „neuen Typ sozialer Organisation“ (Thomas Nipperdey) entwickelt und bis heute stark ausdifferenziert. Hier unterschied man bald „Vereine mit idealen Zwecken“, wozu der Kegelerverein ebenso gerechnet wurde wie Gesangs- und Turnvereine, von Vereinen „mit wirtschaftlichen Zwecken“ und solchen „ohne Rechtsfähigkeit“ wie den Studentenverbindungen. Daraus entwickelten sich zwischen 1850 und 1870 auch Genossenschaften, Gewerkschaften und Parteien, während die Strukturen der eigentlichen Vereine zunehmend verrechtlicht wurden. Zwar setzte die neuere Geschichte der Vereinsgesetze bereits mit dem Allgemeinen Preußischen Landrecht von 1794 ein; zu einer juristischen Stabilisierung des Vereinswesens als Institution aber kam es erst im Gefolge der Revolutionsversuche von 1848/49. Bis es deutsche Bürger angingen, sich nach französischem Vorbild nationalrevolutionär Bahn zu brechen, hatte die Obrigkeit dazu tendiert, politische Vereine generell zu verbieten. Nun stand die Vereins- und Versammlungsfreiheit als „Deutsches Grundrecht“ auf der Tagesordnung, und sie wurde in vielen einzelstaatlichen Verfassungen von 1850 an auch weitgehend durchgesetzt, freilich mit starker „vereinspolizeilicher“ Komponente. Nach der Reichsneugründung schließlich zog die Reichsverfassung das Vereinswesen in die Zuständigkeit der Reichsgesetzgebung; bis heute ist das Vereinswesen fest in unserer Rechtsordnung verankert.

Damit erscheint es als wesentliches Element bürgerlicher Vergesellschaftung, gut soziologisch gesprochen, und dies gilt selbstverständlich auch für die vormärzlichen Handwerker- und Arbeitervereine. Aus der literarischen Kultur

des späten 18. Jahrhunderts heraus war die Vereinspraxis jedoch stark mit Affekten aufgeladen, die eher an Vergemeinschaftung denken lassen: Es mischten sich nicht nur im Sprachgebrauch die Begriffe Verein und Bund; auch interne Prozeduren, Umgangs- und Repräsentationsformen wiesen „bündische“ Züge auf, wie besonders deutlich bei den Burschenschaften und abgeschwächt selbst noch bei Taubenzüchtervereinen oder marxistischen Gruppen zu sehen ist. Der offensichtlich innige Drang autochthoner Deutscher zur „Gemeinschaft“ gleich welcher Feldpostnummer, der sich offiziell heute vorzugsweise in der utopischen Rede von einer „Weltgemeinschaft“ äußert, führte in der Praxis dazu, daß der Vereinsmeier mit seinem Verein ein zwar per definitionem zeitlich befristetes Verhältnis einging, dies nicht selten aber als „Lebensbund“ verstand, bis ihn der Tod schied. Dazu gehören all die Rituale und Reden, die formalisierten Vereinssitzungen, Abzeichen und Urkunden, Jubiläen der Vereinszugehörigkeit bis hin eben zu jenem Totengedenken, auf das Kraus' Aphorismus hinweist. Im Zuge der nationalen Bewegung, die seit 1806 an Dynamik gewann, hatte sich dieses Vereinsgefühl an die Nation binden können: Mit dem Königsberger „Tugendbund“, Konzepten wie Arndts „Entwurf einer teutschen Gesellschaft“, Jahns „Deutschem Bund“, Burschenschaften und anderen politischen Vereinen etablierte sich eine Sekundärstruktur gesellschaftlicher Selbstorganisation, die sich auch späterhin als Komplement zum Staat, wenn nicht angesichts seines nationalen Versagens als dessen Widerpart verstand. So läßt sich noch die Tendenz deutscher Vereine zum Zusammenschluß in überregionalen und nationalen Verbänden mit Otto Dann als „Surrogat für den fehlenden Nationalstaat“ erklären. Daß dieser 1870/71 entstehen konnte, verdankte sich schließlich nicht einer creatio ex nihilo durch Bismarck; dessen historische Fügung war nur auf jenem kulturellen Boden möglich, den maßgeblich auch die zahllosen Vereine bereitet hatten.

Die Zeiten und das Vereinswesen haben sich geändert, woran nicht nur die vereinsfeindlichen nationalsozialistischen Jakobiner schuld sind. Mag die Zahl der in Vereinen organisierten „Mitglieder“ rückläufig sein, so bildet das deutsche Vereinswesen doch immer noch eine auch mental stabile Struktur unterhalb des Staates. In ihm dominiert ein Typus, der – aus geschmäcklerischen und ideologischen Gründen – Haß und Verachtung vieler Intellektueller auf sich vereint, weil man nie genau weiß, was von ihm zu erwarten ist. Das Vereinswesen bildet nämlich eine der letzten gesellschaftspolitischen Bastionen deutschen Spießertums, und dies ist alles andere als abwertend gemeint: Wenn der Verein sich in früheren Zeiten auch als Ort und Organ demokratischer wie nationaler Erhebung auszeichnete, lernt man heute dort wenigstens noch, sich zum Zeichen der Trauer vom Platze zu erheben – oder gar mehr?

Jörg Soldan

Archiv der deutschen Jugendbewegung

Wir hatten schon früher darauf hingewiesen, daß sich in der letzten Zeit die Probleme mit dem regelmäßigen Erscheinen des *Jahrbuchs der deutschen Jugendbewegung* häuften. Durch den Wechsel zum Wochenschau-Verlag scheinen die Hauptschwierigkeiten zwar behoben, aber man ist in der Archivleitung offenbar zu dem Entschluß gekommen, daß das Thema „Jugendbewegung“ allein nicht mehr trägt. Aus diesem Grund läuft die Reihe zukünftig unter der Bezeichnung *Jahrbuch für historische Jugendforschung*. Allerdings geht es in der ersten Ausgabe doch ziemlich „bewegt“ zu, denn der größere Teil der Beiträge geht auf eine Tagung des Archivs zur Wiederbelebung der Bünde in der Nachkriegszeit zurück (456 S., kt., zahlreiche Abb., 24.90 €).

Bilder aus der Jugendbewegung

Auf der Netzseite der Jugendburg Ludwigstein (www.ludwigstein.de) findet sich der Hinweis auf die Möglichkeit, Postkartensätze mit Motiven aus der klassischen Zeit des Wandervogels und der Lebensreform zu beziehen. Es handelt sich um jeweils sechs Karten, für die Fotografien von Julius Groß, einem der begabtesten „Lichtbildner“ aus der Jugendbewegung, reproduziert wurden; jeder Satz kann zum Preis von 3.60 € über Heiko Meserle (Heino) bezogen werden (heino@ludwigstein.de).



Spurbuchverlag

„Spurbuch“ war in der Jugendbewegung oder genauer in der Pfadfinderbewegung der Nachkriegszeit ein legendärer Name. Und das vor allem aus zwei Gründen: Weil



es sich um einen Verlag aus dem Elsaß handelte, der weiter in deutscher (aber nicht nur in deutscher) Sprache veröffentlichte, und weil er einige Reihen, zum Beispiel die Abenteuer „Eriks“, mit den berühmten Illustrationen von Pierre Joubert herausbrachte. Der „neue“ Spurbuchverlag hat diese Tradition aufgenommen und unter anderem einige Bände der klassischen Spurbuchreihe nachgedruckt, man bietet außerdem auch Reprints von Klassikern der Pfadfindertliteratur, die im Original nur noch zu exorbitanten Preisen zu haben sind, sowie Bücher zum Thema bündisches Leben und bündische Erziehung. Das lebensreformerische und manchmal etwas esoterische Drumherum sollte nicht stören (Spurbuchverlag, Am Eichenhügel 4, 96148 Baunach, info@SpurBuch.de, www.Spurbuch.de).

Hans Blüher im Netz

Unter www.symbolon.de wurden eine ganze Reihe seltener Texte Hans Blühers ins Netz gestellt: *Die Theorie der Religionen und ihres Untergangs* (1912), „Niels Lyhne“ ... und das Problem der Bisexualität (1912), *Die drei Grundformen der sexuellen Inversion. Eine sexologische Studie* (1913), *Einer der Homere und anderes in Prosa* (1914), *Der bürgerliche und der geistige Antifeminismus* (1915), *Die Intellektuellen und die Geistigen* (1916), *Ulrich von Wilamowitz und der deutsche Geist 1871/1915* (1915), *Traktat über die Heilkunde* (1926), *Die Achse der Natur* (1949), *Parerga zur Achse der Natur* (1952).

Jugendkultur

Klaus Farin, Leiter des Archivs der Jugendkulturen, stellt in der Zeitschrift *Neue Soziale Bewegungen* (Heft 1, März 2006) die Ergebnisse der Untersuchungen des Archivs zur rechten Jugendszene in den neuen Bundesländern vor. Anders als in den Massenmedien behauptet, stelle der Rechtsextremismus dort nicht die dominante Jugendkultur dar. Ursache für eine stärkere Ausprägung von Xenophobie und Gewaltbereitschaft als im Westen sei die „kleinstädtische Struktur“. Auf dem „jugendkulturellen Identitätsmarkt“ hätten „die Rechten“ seit Mitte der 90er Jahre deutlich an Anziehungskraft verloren. Die beliebtesten Jugendkulturen im Osten sind nach Umfragen des Archivs die HipHop, die Punk und die Skaterszene, wohingegen die „rechte Szene“ hinter der „linken Szene“ den neunten Platz erreichte.